

Volkszeitung

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens.

Nr. 86. Die „Lodzer Volkszeitung“ erscheint täglich morgens an Tagen nach einem Feiertag oder Sonntag mittags...

Schriftleitung und Geschäftsstelle: Lodz, Betritauer 109. Telefon 136-90. Postfachkonto 63.508

Anzeigenpreise: Die siebengefaltene Millimeterzeile 15 Groschen, im Text die dreifachspaltige Millimeterzeile 60 Groschen. Stellengesuche 50 Prozent, Stellenangebote 25 Prozent Rabatt.



Unter Glockenklang und Halleluja wird wieder das christliche Auferstehungswunder gefeiert. Von ihm erzählt die im Lukas-Evangelium gemeldete Sage, nach welcher der auf Golgatha gekreuzigte Weltheiland aus dem Fessengrabe von den Toten auferstanden ist.

Welt sich aufbaut. Die Herrschaft des Kapitalismus hat neue Millionen Proletarier geschaffen und ungeahnte Reichtümer aufgehäuft. Aber je stärker er wächst, um so kräftiger regt sich neben ihm ein anderer Riese: die Klassenbewusste Arbeiterschaft!

den Zustand der Barbarei verfehlt, wenn sie der Sozialismus nicht mit neuen Erkenntnissen und einem neuen Glaubensideal erfüllt hätte. Er war und ist es, der in die Herzen der von Kultur abgesperrten Arbeitssklaven Licht und Wärme, Hoffnung und Geist eines höheren besseren Menschentums zu tragen bemüht ist.

Wieder hatte ein Herrscher, härter und grausamer als früher, seine Macht über die arbeitenden Menschen errichtet: der Kapitalismus! Er hat Wissenschaft und Technik sich dienstbar gemacht; das Gold ist ihm das Haubermittel, mit dem er sich Völker und Staaten, ja die Menschheit selbst unterwirft.

Das ist das Große am Sozialismus, daß er in einer Zeit, in der die moderne Entwicklung den Massen die alten weltlichen Werte nahm, ihnen neue innere Werte schuf und sie mit dem Glauben und die Hoffnung auf ein neues Ideal erfüllte. Und das Große am Sozialismus ist, daß er den Ausbeutungs- und Zerstörungstendenzen des Kapitalismus entgegenwirkte.

Für die bürgerliche Gesellschaft ist Ostern ein leerer Begriff geworden. Wenn auch ihre Angehörigen sich äußerlich zur Religion bekennen, so haben sie doch mit dem Nazarener, der die Worte sprach: Liebet Euch untereinander! wenig mehr gemeinsam, denn ihr alleiniger Gott ist der Profit, ihr Glaubensbekenntnis der Kurzschnel.

Osterregierungen.

Seit der Ergreifung der Staatsmacht durch die sogenannte „Moralische Sanierung“ sind mehr Regierungs-umbildungen erfolgt als dies früher der Fall war. Zeitlich genommen, treten größere Regierungsumbildungen fast durchweg um Ostern ein.

als „vorhanden“ gepriesen, und waren doch letzten Endes nicht da. Die Männer, die früher gehen mußten oder jetzt ihre Ämter verlassen haben oder andere erhielten, sie wurden doch feinerer als die geeignetsten bezeichnet, als solche, die den gestellten Aufgaben gewachsen sind.

den. Es ist dies dadurch erfolgt, daß für die Wirtschaftspragen der neuernannte Vizepremier zuständig gemacht wurde. Aber auch hierin erfolgte keine ausgesprochene Neuerung in der Führung der Regierungsgeschäfte, hatten wir doch jahrelang ein besonderes Wirtschaftskomitee in den bisherigen Regierungen.

Rote Ostern.

Von Bruno Schönkantz.

Voll der Arbeit, Voll der Not, Hüfte dich zum Auferstehen! Siegend über Nacht und Tod, Sollst du in den Frühling gehen!

Voll von Arbeit, Voll von Qual, Dröhne du von Kampfgefängen... Und dir steigt ein Blühtental Aus der Straßen schwarzem Drängen.

Streife ab dein Winterkleid, Lobre du von Feuerbränden! Freiheit oder dunkles Leid Trägt du in den eignen Händen.

Stürme durch dein Ostertor Stolzem Frühlingstanz entgegen... Und dein Frühling steigt empor, Aller Welt zu Heil und Segen.

Sejmmarschall Switalski bezeichnete das Verlangen der Opposition nach Rücktritt der Regierung und Liquidierung des Regierungssystems als „liturgische Andacht“ der Opposition, aber um wieviel treffender ist die Situation vor, während und nach der Regierungsumbildung durch die Bezeichnung „Osterrätsel“, das immer wieder der Offenheit gestellt wird, gekennzeichnet.

Für jede Veränderung in der Regierung werden „stichhaltige“ Gründe durch die Regierungspresse lanciert. So auch jetzt, und die Begründung heißt: Sparsamkeit und Sachlichkeit. Daß diese Behauptung lendenlahm ist, kann jeder politisch Erfahrene aus der bisher erfolgten Kabinetts-umbildung ersehen.

Die Ostertradition, Polen eine neue Regierung zu befehlen, ist eingehalten worden. Die Regierung hat dieses Mal denselben Namen, Regierung Prystor, beibehalten. Aber das, was jetzt und seit Jahren als „Regierung“ bezeichnet wird, ist in Wirklichkeit nur eine Regierung des Marschalls Josef Pilsudski, die jetzt nur eine andere personelle Besetzung erhielt. Die neue Regierung wird, vollkommen frei von irgendwelcher parlamentarischer Beeinflussung, auf Grund der vom Parlament erteilten weitgehenden Vollmachten regieren.

Wie die Arbeitslosigkeit 'bekämpft' wird.

Die Arbeitslosenunterstützung nach dem neuen Gesetz.

Erhöhung der Versicherungsbeiträge. — 50 prozentige Herabsetzung der Arbeitslosenunterstützung. — Die tote Saison wird aufgehoben.

Die vom Sejm und Senat beschlossene Novelle zum Arbeitslosenversicherungsgesetz ist bereits im Gesetzesbuch „Dziennik Ustaw“ veröffentlicht worden.

Ueber die wichtigsten gesetzlichen Bestimmungen haben wir bereits berichtet. Jetzt wollen wir einige Vergleiche zwischen dem alten und dem neuen Versicherungsgesetz anstellen, um den Unterschied zwischen den früheren und den jetzigen Unterstützungssätzen herauszutreiben.

Bei der Beurteilung des neuen Arbeitslosengesetzes muß man sich vor allem vor Augen halten, daß das neue Gesetz unter dem Gesichtspunkt beschlossen wurde,

die Leistungen des Staates für den Arbeitslosenfonds herabzubringen.

Zu dem Arbeitslosenfonds hat die Regierung im vorigen Jahre 145 379 000 Zloty zugewandt und im neuen Budgetjahre will sie nur 60 Millionen oder um 85 Millionen Zloty weniger zahlen. Das erklärt alles und das neue Gesetz mußte dementsprechend zugeschnitten werden. Das ist auch geschehen und die Auswirkung werden die Arbeitslosen zu spüren bekommen.

Die Versicherungsbeiträge

bleiben nach dem neuen Versicherungsgesetz unberührt, und nur bei den Saisonarbeitern wird der Versicherungsbeitrag von 2 auf 4 Prozent erhöht. Das steht im Zusammenhang mit der Aufhebung der toten Saison, was aber mit Rücksicht darauf, daß die Wartezeit von 20 auf 26 erhöht wurde, praktisch keine Bedeutung hat. Die Saisonarbeiten dauern selten länger als 20 Wochen, weshalb damit gerechnet werden muß, daß die Saisonarbeiter selten in den Genuß der Arbeitslosenunterstützung gelangen werden.

Nicht uninteressant ist

die Verteilung der Höhe der Versicherungsbeiträge.

Die Versicherungsbeiträge haben zwei Prozent des Lohnes betragen und die Arbeitgeber zahlten davon 1½ Prozent und die Arbeiter ½ Prozent. Nach dem neuen Versicherungsgesetz werden die Arbeitgeber 2 Prozent und die Arbeiter ebenfalls 2 Prozent zahlen müssen. Auf solche Art wurden die Soziallasten „gerecht“ verteilt, unter Schonung der Arbeitgeber natürlich.

Die Berechnung der Arbeitslosenunterstützung

erfolgt jetzt so, daß der Tageslohn in den letzten 13 Wochen zu Grunde gelegt, wobei jedoch der höchste Tagesverdienst mit 6 und nicht mit 10 Zloty wie bisher angenommen wird. Die Woche wird nicht mit 7, sondern nur mit 6 Tagen angerechnet, denn am Sonntag braucht der Arbeitslose nicht zu essen. Das neue Berechnungssystem, als auch die neue Unterstützungswoche mit ihren 6 Tagen haben bewirkt, daß die Höhe der Arbeitslosenunterstützung um 50 Prozent abgebaут wird.

Praktisch wird die Sache wie folgt aussehen:

Die wöchentliche Unterstützung bei einem ledigen Arbeitslosen hat bis jetzt 21 Zloty betragen. Nach dem neuen Gesetz wird sie 10,80 Zloty betragen.

Die wöchentliche Unterstützung des Arbeitslosen mit 1 bis 2 Personen hat bis jetzt 24,50 Zloty betragen und nach dem neuen Gesetz beträgt sie 12,60 Zloty.

Der Arbeitslose mit 3 bis 5 Personen hat bis jetzt 28 Zloty wöchentlich bezogen, nach dem neuen Gesetz wird er 14,40 Zloty beziehen.

Arbeitsloser mit 6 Personen bezog 35 Zloty wöchentlich, wird nach dem neuen Gesetz nur 18 Zloty beziehen.

Die Zuschläge für die Eltern und Großeltern werden nach dem neuen Gesetz nicht mehr gezahlt.

Die Dauer der Arbeitslosenunterstützung.

ist mit 13 Wochen festgelegt und kann bis 17 Wochen verlängert werden, jedoch nur unter der Bedingung, daß die Mehrausgaben aus den Mitteln des Arbeitslosenfonds gedeckt werden können. Das ist eine theoretische Bestimmung, weil der Arbeitslosenfonds über keine Mittel verfügt und in absehbarer Zeit auch nicht verfügen wird. Ein Arbeiter, der freiwillig aus dem Betriebe ausscheidet, hat keinen Anspruch auf die Arbeitslosenunterstützung.

Anspruch auf die Staatshilfe

haben jene Arbeitslose, die durch den Arbeitslosenfonds ausgestellt wurden, und jene Arbeiter, die 20 Wochen im Jahre gearbeitet und keinen Anspruch auf die gesetzliche Arbeitslosenunterstützung erwirkt haben. Alle Arbeitslosen, die die Staatshilfe beziehen, sind verpflichtet, jede Arbeit anzunehmen, wenn sie diese Unterstützung nicht verlieren wollen. Dabei ist es gleichgültig, was für Arbeit ihnen angeboten wird, und ob sie physisch imstande sind, diese Arbeit auszuführen. Ueber jene Arbeiter, die im Jahre kürzer als 20 Wochen beschäftigt waren, schweigt das Gesetz. Sie bekommen überhaupt keine Unterstützung und können schauen, wie sie fortkommen werden.

Es sind jedoch zwei Bestimmungen im neuen Gesetz, die den Arbeitern die neuen Gesetzesbestimmungen ein wenig angenehmer machen sollen, und zwar die Aufhebung der toten Saison und die Befestigung der Meldepflicht binnen 30 Tagen nach der Entlassung. Bis jetzt mußte sich jeder Arbeitslose binnen 30 Tagen nach Verlust der Arbeit registrieren lassen, was nun ausfällt.

Erhöhte Pensionsabzüge bereits ab 1. April.

Das Finanzministerium hat mit Rundschreiben alle Staatsämter benachrichtigt, daß bereits bei der Auszahlung der Gehälter am 1. April d. J. die Pensionsabgaben in der durch das neue Gesetz festgesetzten Höhe abzuziehen ist, also mit 8 Prozent, statt, wie bisher, mit 5 Prozent.

Internationale Finanzhilfe für Deutschland?

Berlin, 25. März. Die Reise des Berliner Botschafters der Vereinigten Staaten, Sackett, nach Paris erweist sich nunmehr als eine politische Aktion von außerordentlicher Bedeutung. In amerikanischen diplomatischen Kreisen der europäischen Hauptstädte hatte man angenommen, daß die Reise Sacketts mit dem Problem der Kriegsschulden im Zusammenhang stehe. In diesem Sinne hatten zunächst auch amerikanische und französische Zeitungen berichtet. In sehr gut orientierten Berliner diplomatischen Kreisen verlautet aber, daß die Reise Sacketts nach Paris den Auftakt zu Verhandlungen über eine internationale finanzielle Hilfe für Deutschland darstellt.

Die Hauptschwierigkeiten der finanziellen Lage Deutschlands liegen in ihren hohen Zinssätzen und in dem Devisenbedarf für die kurzfristigen Anleihen. Die deutsche Regierung hat nunmehr den Versuch unternommen, durch eine internationale finanzielle Hilfe dieser Schwierigkeiten Herr zu werden und den Botschafter Sackett als geeigneten Vermittler mit dieser Mission betraut. Ueber das Resultat seiner Verhandlungen in Paris verlautet, daß die Regierung Tardieu nicht abgeneigt sei, die finanziellen Schwierigkeiten Deutschlands auf dem Wege einer finanziellen Hilfe beheben zu helfen.

Tardieu über Reparationen und Donauplan.

Paris, 25. März. Im Verlaufe der Aussprache im Senat am Freitag über den Haushalt des Außenministeriums sprach Ministerpräsident Tardieu über die Außenpolitik Frankreichs. Tardieu erklärte einleitend, daß die Auffassung, der Völkerbund stehe auf schwachen Füßen, denjenigen zu verdanken sei, die seit 13 Jahren die Rolle des Völkerbundes herabgesetzt hätten. Um so wichtiger sei es daher jetzt, eine internationale Macht sicherzustellen und

den französischen Vorschlag, den er auf der Abrüstungskonferenz eingebracht habe, anzunehmen.

Tardieu ging dann auf die Reparationspolitik der französischen Regierung über und erklärte, daß der jetzige Haushalt u. a. 1173 Millionen Franken als Einnahmeposten aufweisen müsse, der die Reparationen darstelle, die Deutschland im Juli zu leisten habe. Wenn man diese Eintragung nicht gemacht hätte, so würde das einen Verzicht Frankreichs auf die deutschen Reparationen bedeuten haben. Tardieu fuhr dann fort: „Niemand hätte uns das bezweifelt. Möge der Himmel geben, daß die 1173 Millionen sich eines Tages in unserer Kasse befinden. In der Reparationsfrage ist Frankreich bereit, die freiwillig unterzeichneten Verträge den Verhältnissen anzupassen. Es verweigert aber eine Mißachtung der Unterschrift. Das bedeutet, daß wir im kommenden Juni zur Lausanner Konferenz gehen, nachdem wir unseren Standpunkt dem der anderen Mächte, mit denen wir uns treffen werden, genähert haben. Wir werden aber entschlossen an unserer Auffassung festhalten, weil dies unser Recht ist und weil wir die Sicherheit von morgen auf die Unterschriften der Verträge aufbauen wollen, die gestern getroffen worden sind und die wir deshalb nicht zerstören können.“

Tardieu erklärte dann, daß die Verhandlungen über die Schaffung der Donauföderation einen befriedigenden Verlauf nähmen. Mit England habe Frankreich die Gewohnheit angenommen, auf freundschaftliche Weise zu verhandeln. Es sei notwendig, zwischen Frankreich und Italien die letzten noch bestehenden Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Was die innerpolitische Lage Frankreichs angehe, so seien die Schwierigkeiten nicht so groß, daß sie nicht überwunden werden könnten. In der Außenpolitik sei es die Aufgabe eines demokratischen Staates, niemals zuzulassen und immer mit offenen Karten zu spielen.

Die Ausführungen des Ministerpräsidenten wurden mit lang anhaltendem Beifall aufgenommen.

Die Motive zum Urteil im Brest-Prozess Veröffentlichung erst im Juni.

Wie die Agentur P.Z.D. berichtet, soll die Durcharbeitung des Materials im Brest-Prozess bis Juni dauern. Die Veröffentlichung der Motive zum Urteil soll Ende Juni erfolgen. Die Motive werden über 100 Druckseiten umfassen.

Erklärung der Ukrainer gegen Mord.

38 Personen im Zusammenhang mit dem Mord an Polizeikommissar Czestochowski verhaftet.

Die Suche nach dem Mörder des Kommissars der politischen Polizei in Lemberg, Czestochowski, wird von einem großen Polizeiapparat durchgeführt. Es sind bereits 38 Personen im Zusammenhang mit dem Mord verhaftet worden. Ob sich unter den Verhafteten der Mörder befindet, ist noch nicht festgestellt. In Lemberg trafen Spezialisten aus dem Innenministerium ein, die die Untersuchung leiten.

Die ukrainische Presse in Ostgalizien hat eine ausführliche Beschreibung des Mordes gegeben und dabei an die Erklärung der Ukrainer erinnert, die gelegentlich des Holodomorabes abgegeben wurde. Die ukrainische Presse betont, daß die Ukrainer die Terroraktion verurteilen und die ukrainische Volksgemeinschaft in keinem Falle für den Mord an dem Polizeikommissar verantwortlich gemacht werden könnte.

Der Ausbau von Gdingen.

Der Ministerrat hat neue finanzielle Hilfsmaßnahmen für den Ausbau Gdingens beschlossen. Diese Beschlüsse gehen in erster Linie in der Richtung einer Zentralisierung aller Arbeiten an dem allgemeinen Ausbau Gdingens in einer Hand, Schaffung von Grundlagen zur Ausführung dieses Planes, Erteilung von Erleichterungen für die Zahlung von rückständigen Raten und Zinsen an die Staatsbanken für die Stadt, sowie eine Zusage weiterer Finanzhilfen für die Gdingener Stadtverwaltung. Weiterhin ist für die Entwicklung Gdingens von großer Bedeutung der Beschluß des Ministerrats, der Stadt staatlichen Boden als Eigentum zu übergeben, soweit er innerhalb der Interessensphären der Stadt liegt. Es wurde beschlossen, vorläufig der Stadt etwa sechzig Hektar Staatsboden zu überlassen, was einem Gesamtwert von etwa drei Millionen Zloty gleichkommt.

25 Jahre „Oberschlesischer Kurier“

Der „Oberschlesische Kurier“ hat aus Anlaß seines 25jährigen Bestehens eine Sondernummer herausgegeben. Die Gedenktausgabe, die sehr umfangreich ist, enthält fast durchweg Originalbeiträge, die die politischen und wirtschaftlichen Probleme Oberschlesiens, aber hauptsächlich das Kulturleben des dortigen deutsch-katholischen Bürgertums behandeln.

Streik im tschechischen Braunkohlenrevier.

Brüx, 25. März. Die Lage im nordwestböhmischen Braunkohlenrevier hat sich seit gestern bedeutend verschärft. Der Streik griff auf die Schächte der Brüxer Braunkohlenbergwerksgesellschaft und der Brucher Kohlenwerke sowie in das Komotauer Revier über und erfaßte auch die restlichen Schächte der staatlichen Werkdirektion. Die Zahl der Streikenden hat sich von gestern auf heute von 5300 auf 11 000 erhöht. Heute liegen bereits 27 Schächte still. Auf Schächten, wo die Arbeiter sich weigerten, sich dem Streik anzuschließen, versuchten die Streikenden, die Förderanlagen zum Stillstand zu bringen und zwangen dadurch die Betriebsleitungen, die Arbeit einzustellen. Auf zwei Schächten gestaltete sich die Situation zumeist sehr kritisch. Nur mit Mühe konnten Gewalttätigkeiten verhindert werden.

Kreuger-Konzern nicht zu halten.

Stockholm, 25. März. Die Sachverständigen, die von dem Vorstand der A. G. Kreuger und Toll eingesetzt worden sind, um die Lage des großen schwedischen Finanzunternehmens zu untersuchen, gaben am heutigen Freitagabend ein Gutachten ab, in dem es heißt, daß allein schon der Umfang der Unternehmungen eine endgültige Uebersticht über die Aktiven und Passiven erst nach zeitraubenden Vorarbeiten ermöglichen. Die bisherige vorläufige Uebersticht scheint jedoch zu zeigen, daß die Gesellschaft nicht zu halten sei und daß sie Aktiven bei einer Abwicklung ohne Konkurs bei den unter den jetzigen Verhältnissen zu erzielenden Gegenwerten nicht mit Sicherheit zur Deckung sämtlicher Verbindlichkeiten anreichern.

Auflösung der Hamburger Stadtbürgerchaft.

Die Hamburger Bürgerchaft hat im Laufe der Nacht zum Donnerstag nach erregter Debatte ihre Auflösung beschlossen. Einen entsprechenden Antrag hatten die Nationalsozialisten eingebracht. Die Vertreter sämtlicher Fraktionen entschieden sich für die Auflösung. Der Termin der Neuwahl wird vom Senat und nicht von der Bürgerchaft bestimmt. Wahrscheinlich wird der Wahltermin zusammen mit den preußischen Wahlen und den Wahlen in einem Teil der übrigen Länder anberaumt. Die Nationalsozialisten wünschen den 8. Mai als Wahltermin.

Blutige Studentenunruhen in Bukarest.

Bukarest, 24. März. Gestern kam es zu Demonstrationen der Studentenschaft, bei denen vierzig Personen schwer verletzt wurden. Die Studenten verlangen die Änderung des neuen Hochschulgesetzes, das den Hörern der Rechte und der Medizin eine längere Praxis vorschreibt, bevor sie sich selbständig betätigen dürfen. Die Universität wurde bereits gestern geschlossen, weil die Vorlesungen von der Studentenschaft boykottiert wurden.

Gestern vormittag versammelten sich etwa dreitausend Hochschüler vor der Universität und verprügelten die dort postierten Polizeibeamten derart, daß vier Polizisten mit schweren Verletzungen in das Krankenhaus gebracht werden mußten. Sodann zogen die Demonstranten vor die Polizeipräfektur und verprügelten sie zu stürmen, wobei sie Tränengasbomben in die Amtskamern warfen, die von Chemiestudenten angefertigt worden waren.

Die Studenten zogen hierauf vor das Palais des Senats und zertrümmerten alle Fenster. Ein Auto, das Polizeiverstärkungen brachte, wurde von den Demonstranten umgestürzt und in Brand gesteckt. Der Wagen brannte stundenlang, und da er quer über den Schienen lag, war der Straßenbahnverkehr den halben Tag hindurch unterbrochen.

In den Abendstunden wurde Militär und Feuerweh aufgeboten, und es entwickelte sich ein förmlicher Straßenkampf, der zweieinhalb Stunden währte. Zwanzig Studenten und zwanzig Wachleute und Soldaten erlitten schwere Verletzungen. Erst in den späten Nachstunden trat wieder Ruhe ein.

Eingreifen des Königs.

Bukarest, 24. März. Die Studentenunruhen haben heute aufgehört, da in die Angelegenheit der König eingriff. Heute um 1/2 3 Uhr hat er eine Studentendeputation empfangen, die ihm die Forderungen der Studenten vorlegte. Die Studenten werden heute Versammlungen abhalten, in denen sie einen Bericht über die Audienz beim König erstatten werden. Die Universität bleibt aber bis 1. April geschlossen. Das Blatt „Calendarul“ wurde verboten und sechs Redakteure des Blattes wegen Anstiftung zu Unruhen verhaftet. Die verletzten Gendarmen und Polizisten wurden heute im Spital vom Innenminister deliriert. Es sind im ganzen 43 Polizisten, sowie 5 Gendarmen und ein Gendarmereioffizier verwundet worden.

In Jassy wiederholten sich gestern Abend die Studentendemonstrationen. Dort kam es auch zu einer heftigen Schießerei, wobei zahlreiche Studenten verwundet und 30 Verhaftungen vorgenommen wurden.

Blutschuld des japanischen Imperialismus

Schanghai, 25. März. Nach den Schätzungen der Stadtverwaltung von Schanghai wurden während der Kämpfe in Schanghai 6080 Zivilpersonen getötet und mehr als 2000 verwundet. Mehr als 10 000 Personen werden noch vermisst.

Wollen die Japaner Kanton besetzen?

Moskau, 25. März. Die Telegraphenunion der Sowjetunion hält mit, daß die japanische Admiralität beschlossen habe, in den nächsten Tagen Kanton zu besetzen. Japanische Marineeinheiten hätten Befehl erhalten, sich vor Kanton zu sammeln, um später eine Landung vorzunehmen. In Kanton sei von den chinesischen Behörden der kleine Belagerungszustand verhängt worden. Außerdem würden Befestigungen errichtet.

Japanfeindliche Kundgebung im chinesischen Kiao.

Kanton, 25. März. Bei der Vorstellung eines Films, der den Einmarsch der japanischen Truppen in Schanghai zeigt, entstand in einem Lichtspielhaus in Kanton ein großer Tumult. Chinesen säumten die Bühne und zerschlugen die Leinwand. Drei Japaner wurden verletzt. Der Direktor des Hauses wurde aus einem Fenster des zweiten Stockwerks auf die Straße geworfen, wo er tot liegen blieb. Zwei chinesische Angestellte wurden gleichfalls getötet. Zur Wiederherstellung der Ruhe mußte Militär herangezogen werden.

Sensation um ein falsches Lindbergh-Baby

Olmitz, 25. März. Die Suche nach dem Lindbergh-Baby hat heute in Olmitz große Aufregung hervorgerufen, da sich hier das Gerücht verbreitete, daß sich das Kind Lindberghs in einem nach Olmitz fahrenden Zug befinde. Die Passagiere eines von Mährisch-Schönberg nach Olmitz fahrenden Zuges wollten erkannt haben, daß ein etwa zweijähriges Kind, das sich in Begleitung eines angeblich verdächtigen Mannes befand, dem Kinde Lindberghs außerordentlich ähnlich sähe. Die Reisenden alarmierten vom Zuge aus die Polizei, die auch sofort eingriff und die nötigen Vorkehrungen traf, um den Mann mit dem Kind bei seiner Ankunft in Olmitz festzuhalten. In Olmitz hatte das Gerücht rasch Verbreitung gefunden und große Aufregung hervorgerufen. Zahlreiche Neugierige umlagerten das Bahnhofsgelände, so daß die Polizei genötigt war, zur Aufrechterhaltung der Ordnung Verstärkungen heranzuziehen. Schließlich wurde festgestellt, daß der verdächtige Mann ein Professor aus Mährisch-Schönberg war, der ein krankes Kind in eine Heilanstalt brachte.

Hitler wollte puffschen.

Sensationelle Enthüllungen im Leipziger Staatsgerichtsprozeß.

Berlin, 25. März. Gestern wurde auf Grund der Aussagen vor dem Leipziger Staatsgerichtshof über die Vorbereitungen der Nationalsozialisten zu einem Putsch Klarheit geschaffen.

Vor dem Staatsgerichtshof begann nämlich der Prozeß über die Klage der nationalsozialistischen Partei wegen der gegen die Organisationen der Partei veranstalteten Polizeiaktion. Die Nationalsozialisten haben ihre ursprünglich sehr weitgehenden Klageantrag auf den Antrag einer einseitigen Verfügung beschränkt, wonach die preussische Polizei das bei den Nationalsozialisten beschlagnahmte Material bis zur Beendigung des preussischen Wahlkampfes wieder herausgeben soll. Der Antrag auf Rückgängigmachung aller Strafverfahren gegen Beamte, die Mitglieder der nationalsozialistischen Partei sind, wurde vorläufig zurückgezogen.

Die preussische Staatsregierung hat vor dem Staatsgerichtshof die Zuständigkeit deselben bestritten. Es wird darauf hingewiesen, daß der Staatsgerichtshof für Verfassungsstreitigkeiten nur in den Fällen zuständig ist, wenn es sich wirklich um die Auslegung oder die Anwendung der Verfassung handelt. Im vorliegenden Falle sei aber die Rede von Maßnahmen der Polizeibehörden, gegen die eine Beschwerde nur bei den preussischen Gerichten oder beim Verwaltungsgericht möglich sei.

Reichsinnenminister Groener war für die Aktion.

Die Aktion der preussischen Regierung, welche Hausdurchsuchungen bei den nationalsozialistischen Organisationen anordnete, wurde bisher vielfach als übereilt angelesen. Diese Zweifel wurden durch die Aussagen des Vertreters

der preussischen Regierung Dr. Badt und insbesondere durch dessen Mitteilung zerstreut, daß die Initiative zu der Polizeiaktion gegen die Nationalsozialisten vom Reichsminister Groener ausging. Diese Mitteilung rief allgemeine Verwunderung und Sensation hervor, denn bisher wurde behauptet, daß das Reichsinnenministerium wenn nicht schon ungünstig, so doch wenigstens skeptisch das Vorgehen Seiberings betrachtete.

Belaubtes Material gegen Nazi-Partei.

Mit welchen Mitteln die Nationalsozialisten den Umsturz durchzuführen wollten, wird erst das Ergebnis der Prüfung des beschlagnahmten Materials erweisen, die zur Zeit noch im preussischen Innenministerium fortgesetzt wird und über welche bisher nicht die geringste Mitteilung erschien. Dr. Badt erklärte bloß vor dem Leipziger Gerichtshof, daß die Sichtung des Materials bereits zu überraschender Ergebnissen geführt habe.

Einstweilige Verfügung wegen Vergleichsverhandlungen abgelehnt.

Die Verhandlung vor dem Staatsgerichtshof endete mit der Empfehlung eines Vergleichsvorschlags durch den Gerichtspräsidenten, ohne eine Entscheidung zur Sache selbst. Nach den nichtöffentlichen Vergleichsverhandlungen erklärte der Präsident, er sei sich mit beiden Parteien einig, daß sich mit Rücksicht auf die noch schwebenden Vergleichsverhandlungen die Fortsetzung des Verfahrens über den Erlass einer einstweiligen Verfügung, wie dies der Antrag der Nationalsozialisten verlangt, nicht empfehle, und schloß die Verhandlung.

Aus Welt und Leben.

Kleine Justizkomödie.

Das Negerbein von Roamba.

In einem kleinen Negerdorf bei Kingstown (Rhodesien) ereignete sich eine amüsante Affäre, in der das Bein eines Negers die Hauptrolle spielte. Dieses Bein mußte dem Negerhäuptling Mboa nach einem schweren Jagdunfall plötzlich abgenommen werden. Kaum war Mboa aus der Narkose erwacht, als er aber auch schon von dem englischen Arzte sein Bein wiederhaben wollte, da er sich aus Mangel an Unheil davon versprach, wenn das Bein nun von ungeschicklichen Händen begraben würde. Der Arzt, der das corpus delicti bereits an ein wissenschaftliches Institut in Kingstown weitergegeben hatte, konnte der Bitte des Häuptlings natürlich nicht willfahren und wurde kurzerhand von Mboa verklagt. Der Häuptling verlor den Prozeß, wandte sich darauf an das höchste Gericht in Kingstown, das ihm tatsächlich sein Bein zusprach. Wohl oder übel mußte es der Arzt von dem wissenschaftlichen Institut zurückholen und Mboa — allerdings in Spiritus — zurückerstatten, der es unter Anteilnahme von ganz Roamba feierlich bestattete.

Graufige Tat.

Gerichtsrat tötet seine Familienangehörigen und sich selbst.

Ein Familiendrama von ungewöhnlichem Ausmaß hat sich in der Nacht zum Karfreitag in Jena abgepielt. Der in der Westend-Strasse wohnende Oberlandesgerichtsrat Dr. Meurer hat in seiner Wohnung seine Ehefrau, seine beiden minderjährigen Kinder, seine betagten Eltern, eine in der Wohnung anwesende Bekannte seiner Frau und sich selbst erschossen. Alle 7 Opfer waren entweder sofort tot, oder sind im Laufe der Nacht gestorben. Die Familie Meurer sollte, nachdem die Ehe geschieden worden war, aufgelöst werden. Meurer hat offenbar aus Verzweiflung darüber den schrecklichen Entschluß gefaßt, seine ganze Familie zu töten. Zeugen der schauerlichen Tat sind nicht mehr am Leben.

Furchtbares Familiendrama.

Berlin, 25. März. In ihrer Wohnung Bergstraße 8 wurden am Karfreitag früh die 35jährige ledige Klara Engwicht und ihre drei Kinder tot aufgefunden. Die Untersuchung ergab, daß die Mutter ihre drei Kinder erdroffelt und sich dann erhängt hatte. Die Frau, die sich in anderen Umständen befand, hatte ein Verhältnis mit einem Mann, der sie auch heiraten wollte. Das Verhältnis ging vor einigen Tagen jedoch auseinander, was der Beweggrund der Tat gewesen sein dürfte.

Tragödie einer ledigen Mutter.

Briefträger tötet seine Frau und vier andere Personen.

Konno, 25. März. In dem Städtchen Seredzjai spielte sich in der Nacht auf Freitag ein blutiges Familiendrama ab, das 5 Menschenleben forderte. Der Ortsbriefträger, dessen junge Frau wegen dauernder Mißhandlungen Donnerstag Abend zu ihren Eltern geflüchtet war, brach sich in später Nachtstunde mit zwei Revolvern herein und tötete seinen Eltern seine Frau, seinen

Schwiegervater, den Kutscher, mit dem er zu der Familie gekommen war, und einen Nachbarn des Hauses. Seine Schwiegermutter, vor deren Augen sich die Tat abspielte, starb an einem Herzschlag. Bei der Verhaftung verletzte sich der Täter durch einen Kopfschuß schwer.

Das Touristenunglück am Groß-Glockner.

hat sich, wie aus Kaprun gemeldet wird, auf folgende Weise abgepielt. In der Nähe der Beerenköpfe stürzte einer der 5 Touristen in eine Gletscherspalte. Die übrigen vier Personen wollten von der Oberwalder Hütte Hilfe holen, verirrt sich jedoch infolge Einbruches der Dunkelheit und mußten im Freien übernachten. Dabei sind, wie bereits gemeldet, drei Personen erfroren, und zwar der 23jährige Willi Rapp aus München, der Ortskrankenschaffner Franz Haberlander aus Fraunstein und eine Dame, die bisher noch nicht agnosziert werden konnte. Der vierte Tourist, der am nächsten Tage mit erfrorenen Händen und Füßen nach der Oberwalder Hütte gebracht wurde, der Hilfsassistent Hans Ragerer vom Amtsgericht Fraunstein, ist gestern nachmittag gleichfalls verstorben. Ein 5. Teilnehmer, der in eine Gletscherspalte gestürzt war, ist mittlerweile von zwei Touristen, die auf dem Wege zum Moserboden waren, gefunden und aus der Gletscherspalte befreit worden, in der er sich 45 Stunden befunden hatte. Er hatte nur eine leichte Verletzung am Fuß und konnte den Weg zum Moserboden auf Skiern zurücklegen. Er heißt Hermann Leonbacher und ist aus Fraunstein in Bayern.

Die zur Bergung der drei Erfrorenen aufgeborene Rettungsexpedition war bis heute vormittag nach dem Heiligenblut zurückgekehrt, da sie einen nicht mehr zu rettenden unglücklichen Gruppe gehörenden Alleinwanderer, der in der Gletscherspalte am Johannesberg gefallen war, bergen mußte.

Flugzeugzusammenstoß in Frankreich.

Paris, 25. März. Bei Jires (Südfrankreich) stießen heute zwei Flugzeuge zusammen. Beim Zusammenstoßen beide Piloten den Tod.

Aufrehr der Ausfägigen.

Unter den Leprakranken, die in dem Krankenhaus von Bego bei Alicante in Spanien untergebracht sind, ist eine Revolte ausgebrochen. Die Leprakranken überfielen die Wärter und drangen in die andern Pavillons ein. Eine Anzahl Kranker stürmte in die umliegenden Dörfer und verlangte von den Bewohnern, daß sie sie küssen und ihnen die Hand drücken. (Was Ansteckung mit dem furchtbaren Ausfag bedeutet. Red.) Die Kranken wurden in den Dörfern von den Bauern festgehalten und später wieder ins Krankenhaus eingeliefert.

Not und Verhegung.

In der Nacht zum Donnerstag wurde ein ausländischer Diplomat am Victoria-Louise-Platz in Berlin-Schöneberg von vier jungen Burschen überfallen. Die Burschen hatten ihn angebettelt. Als sie ihn an der Sprache als Ausländer erkannten, schlugen sie ihn zu Boden und mißhandelten ihn. Von einer Polizeistreife konnten drei der Burschen sofort ergriffen werden. Der vierte wurde ein paar Stunden später gefaßt. Die Täter wurden dem Kriminalbezirksamt zugeführt. Weitere Angaben werden im Infotage der Untersuchung noch nicht gemacht.

Rettet die deutsche Schule!

Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten,
Nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen
Aufset die Arme der Götter herbei.

Goethe.

Noch sind die zu Beginn des gegenwärtigen Schuljahres durchgeführten Drangsalierungen vieler deutscher Volksschullehrer in Lodz als auch die Entdeutschungsmaßnahmen in den Lodzger Volksschulen mit deutscher Unterrichtssprache allen Deutschen unserer Stadt in schmerzlicher Erinnerung, als das kommende Schuljahr schon jetzt neue gefährdende Schatten auf unser deutsches Volksschulwesen in Lodz voraussendet. Immer hartnäckiger tauchen Gerüchte über neuerliche Schließung deutscher Volksschulen in Lodz im Sommer dieses Jahres auf, von welchen übrigens nur noch ein kümmerlicher Rest von kaum 13 bis zum äußersten entdeutschten Schulen übrig geblieben ist, wogegen im Jahre 1919 Lodz 30 deutsche Volksschulen aufzuweisen hatte. So wie jetzt unter dem Deckmantel der Sparbarkeit alle seit langem insgeheim gehegten Pläne durchgeführt werden, hat man unter demselben Vorwand auch gegenüber dem deutschen Schulwesen Kongresspolens zum entscheidenden Schlag ausgeholt.

Von den staatlichen Verwaltungsbehörden wurde die Parole herausgegeben, daß die Angehörigen der deutschen Nationalität die polnische Sprache ungenügend beherrschen und daß deshalb in den deutschen Schulen mehr polnisch gelehrt werden müsse. Auch dem Schreiber dieser Zeilen gegenüber brüstete sich ein höherer Beamter des Lodzger Wojewodschaftsamtes damit, daß er an das Unterrichtsministerium einen Rapport habe abgeben lassen, worin über die mangelhafte Beherrschung der polnischen Sprache seitens militärpflichtiger junger Leute Beschwerde geführt wird. Daß es sich bei derartigen Maßnahmen um einen offensichtlichen Ruf nach Polonisierung handelt, liegt klar auf der Hand. Dabei will man aber nicht in Betracht ziehen, daß die ältere deutsche Jugend die Schule im freien Polen gar nicht mehr oder nur noch ein oder zwei Jahre besucht hat und daß vorher der polnischen Sprache nicht die erforderliche Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Demgegenüber ist jetzt die polnische Sprache im Lehrprogramm für Volksschulen mit deutscher Unterrichtssprache, das in dem heute noch verpflichtenden Gesetz über das deutsche Schulwesen für Kongresspolen vom 3. März 1919 enthalten ist, in einem solchen Maße berücksichtigt, daß eine vollkommene Beherrschung der polnischen Sprache in Wort und Schrift gewährleistet wird. Dies will man aber bei den zuständigen Behörden nicht verstehen. Im Interesse der Polonisierungsbetreibungen liegt es, die Sache von falschen Gesichtspunkten aus zu betrachten und darum nimmt man als Gradmesser für die polnische Sprachfähigkeit an deutschen Schulen die Kenntnisse junger Leute, die die Schule unter polnischer Verwaltung gar nicht oder nur kurze Zeit besucht haben.

Um zu erkennen, wie systematisch die Entdeutschung der Schulen mit deutscher Unterrichtssprache in Lodz durchgeführt wird, seien hier einige im vergangenen Jahre durchgeführte diesbezügliche Maßnahmen angeführt. Bereits zu Beginn des Schuljahres wurden zwei deutsche Volksschulen geschlossen, und zwar geschah dies durch die Zusammenlegung der Schulen Nr. 90 und 93 sowie 115 und 118. Bei der Schließung dieser zwei deutschen Schulen allein blieb es aber nicht. Es wurden auch 5 deutsche Schulklassen liquidiert. In den Volksschulen 104 und 120 z. B. wurden die oberen zwei Klassen geschlossen und die Schulen dieser zwei Klassen auf andere Schulen aufgeteilt. Dadurch wurden diese zwei

Schulen beseitigt und ihre Liquidierung somit schon eingeleitet. Daß man es ganz besonders auf das deutsche Schulwesen abgesehen hat, geht aus den nachstehenden offiziellen Ziffern über das Volksschulwesen in Lodz hervor: während

die Zahl der deutschen Schulklassen in Lodz im Jahre 1931 von 110 auf 105 herabgesetzt wurde,

erhöhte man die Klassen in den polnischen Schulen von 842 auf 853 und in den jüdischen Schulen von 363 auf 369. Es wurden also fünf deutsche Schulklassen geschlossen, wogegen sich die Zahl der deutschen Schulkinder um 206, d. h. von 4786 auf 5052 erhöht hatte.

Im gleichen Schritt mit dieser zahlenmäßigen Verringerung des deutschen Schulbesitzstandes ging die

Entdeutschung der noch verbliebenen Schulen.

Auf Grund einer gekehrwidrigen mündlichen Anordnung wurden in fast allen Schulen von der dritten Klasse aufwärts alle Fächer, mit Ausnahme von Religion und selbstverständlich der deutschen Sprache, die bisher deutsch erlernt wurden, polnisch eingeführt. Geographie und Geschichte, welche Fächer laut Gesetz ebenfalls deutsch gelehrt werden sollen, wurden bereits früher ins Polnische übernommen. Im gegenwärtigen Schuljahr nun wurde die deutsche Sprache auch bei Naturkunde, Rechnen und Geometrie abgeschafft. Je nach der Einstellung des Schulleiters bedient sich die Lehrerschaft in manchen Schulen selbst beim Zeichen- und Gesangsunterricht der polnischen Sprache.

Wieviel vom Deutschen in den Lodzger Volksschulen „mit deutscher Unterrichtssprache“ noch übrig geblieben ist, erkennt man am besten, wenn man den Wochenlehrplan in den oberen Klassen betrachtet. Da finden sich im Tagebuch eines Schülers der 7. Abteilung nur 4 deutsche Sprachstunden in der Woche gegenüber 7 Stunden polnischen Sprachunterrichts. Ein Schüler der 6. Abteilung weist sich ebenfalls mit 4 deutschen Sprachstunden in der ganzen Woche gegen 6 polnische Stunden aus.

Da außer Religion alle übrigen Fächer polnisch gelehrt werden, bilden diese vier Stunden in der Woche die ganze Herrlichkeit des deutschen Schulunterrichts.

In den unteren Klassen ist es nicht viel besser. Beim Rechnen z. B. gebraucht man die deutsche Sprache in der 3. Abteilung nur insofern, als dem deutsche Kinder die polnische Rechenaufgabe deutsch erklärt wird, damit es dieselbe überhaupt versteht. Selbst die WC-Schüler in der Anfangsklasse müssen jetzt den Zweisprachenunterricht gleich von vornherein durchnehmen. Auch im Verkehr mit den Eltern hat die Lehrerschaft begonnen, sich der polnischen Sprache zu bedienen. Doch haben sich die Eltern in den meisten Fällen das nicht bieten lassen und verlangten mit Recht, daß der Lehrer einer deutschen Schule zu ihnen deutsch spreche.

Ganz in der Linie des Entdeutschungsprozesses geht auch die Personalpolitik bei Besetzung der Lehrerstellen an den deutschen Schulen. Die meisten sich offen zum Deutschtum bekennenden deutschen Lehrer wurden der polnischen Schule genommen und an ihre Stellen Polen oder polonisierte Evangelische gesetzt. Es ist heute bereits so weit, daß über die Hälfte der Lehrerschaft an den deutschen Volksschulen in Lodz sich nicht zur deutschen Nationalität bekennt, wogegen es schon von früher her bekannt ist, daß die meisten deutschen Lehrer in ihrem Familienkreise sich

der polnischen Sprache bedienen. Es ist klar, daß bei einer solchen Tendenz in unseren Schulen der deutschen Sprache absolut kein Wert beigelegt wird. Ja, man kann sogar die Wahrnehmung machen, daß sich die meisten Leiter der deutschen Volksschulen in den Entdeutschungsbestrebungen geradezu lizitieren. So grotesk es auch klingen mag, aber es ist heute leider so, daß bei den Behörden nur derjenige als guter Schulleiter gilt, der es am besten versteht, die deutsche Sprache aus der deutschen Schule zu verbannen.

Die Maßnahmen gegen das deutsche Schulwesen in unserer Stadt kamen zu Anfang dieses Schuljahres ziemlich überraschend, waren aber dafür um so durchgreifender. Der deutsche Charakter der Schulen ist auf einmal so gut wie gänzlich geschwunden und das, was heute noch übrig geblieben ist, ist nicht viel mehr als bloßer Trugschein einer deutschen Schule. Die deutsche Bevölkerung war auf etwas Derartiges wenig vorbereitet und außer einigen Einzeltimmen der Empörung über diese Entdeutschungspolitik blieben die Maßnahmen gegenüber den deutschen Schulen unserer Stadt nach außen hin ohne besonders nachhaltigen Widerhall. Um so tiefer war aber die innere Erbitterung der deutschen Eltern. Wie blutete doch manchem deutschen Vater das Herz, wenn er sehen mußte, wie seinem Kinde der deutsche Unterricht genommen wird, wie der Erzieher, welchem er mit vollem Vertrauen entgegengetreten, von den Kindern gerissen wurde und an dessen Stelle Leute kamen, denen die deutsche Muttersprache des Kindes weiß fremd, wenn nicht gar ein Dorn im Auge war.

Nun aber, da das gegenwärtige, für unser deutsches Schulwesen so verhängnisvolle Jahr zu Ende geht und das neue Schuljahr herannaht, ist es an der Zeit,

daß sich die deutschen Eltern unserer Stadt endlich aufrufen zu einem energischen Kampf um die Erhaltung der deutschen Schule.

So wie wir es vollständig in Ordnung finden, wenn man uns zur Pflichterfüllung gegenüber dem polnischen Staate heranzieht, ebenso fühlen wir uns aber auch berechtigt, die Einhaltung der gesetzlich verbrieften Rechte hinsichtlich des deutschen Schulwesens mit allem Nachdruck zu verlangen. Mit demselben Recht, da man von der deutschen Minderheit Loyalität gegenüber unserem Lande verlangt, verlangen auch wir von den Schulbehörden Loyalität gegenüber unseren Kindern. Unsere Forderung hat nichts mit deutschem Nationalismus oder gar mit Polenfeindlichkeit zu tun, sondern ist lediglich in unserem völkischen Erhaltungstrieb, in der Anhänglichkeit zum deutschen Volkstum, in der Liebe zu unserer Muttersprache, zur Sprache Goethes und Schillers begründet.

Es ist an der Zeit, daß die Frage der deutschen Schule in Lodz endlich einmal auf die Tagesordnung in allen Kreisen der Lodzger deutschen Bevölkerung kommt. Sie muß das Gesprächsthema des Tages werden auf Elternversammlungen, in den deutschen kulturellen Organisationen, in jeder deutschen Familie. Es gilt, daß Bewußtsein der großen Gefahr, die unserem Volkstum durch die Entdeutschungsmaßnahmen in den Schulen droht, zu wecken, es gilt die Verantwortlichkeit jedes einzelnen seinem Volkstum gegenüber wahrzurufen. Es gilt, die für die nächste Zeit geplanten weiteren Maßnahmen gegen das deutsche Schulwesen in unserer Stadt abzuwehren und dafür einzustehen, daß die widerrechtlich erfolgte Verdrängung der deutschen Sprache aus unseren Schulen rückgängig gemacht werde. Otto Heike.



Roman von Emmy Schenk
Illustriert von Martin Feuchtwanger, Halle (Saale)

Vorige Woche trennten wir uns vollständig durch meine Schuld. Oder es war doch nicht meine Schuld? Er sagt es. Da habe ich ihn gebeten in einer qualvoll zerrissenen Stunde: Sei wieder gut. Weshalb tat ich es? Weil ich ihn liebe. Dieser Mann ist nun einmal die erste und große Liebe meines Lebens. Er liebt mich, gewiß, ich glaube es, wie wäre es anders möglich, aber er liebt mich nicht so, um das verhasste Band seiner Verlobung zu lösen. Da kommt mir immer wieder der Gedanke: Er will nicht, er will sich nicht von der anderen trennen, und es ist ja alles, alles eine große Lüge... Und das, ja das ist der Punkt, an dem ich scheitern werde...

Amira verhehlte sich nicht, daß sie wirklich mehr an Heinz Strehlow dachte, als das sonst bei ihr einem fremden Menschen gegenüber üblich war. Fremden Menschen? Ja, waren sie sich denn eigentlich fremd? War es ihr nicht, als hätte sie diese guten, grauen Augen schon lange Jahre gekannt, als hätte sie seine Stimme seit Kindheitstagen gehört? War es nicht ein Unrecht an Ferdinand, daß sie in ihren Gedanken eines anderen Mannes gedachte, den er zudem noch seinen Freund nannte? Sie preßte die Lippen zusammen. War sie nicht töricht gewissenhaft? Würde sie

denn, ob nicht seine Gedanken oft zu der anderen Frau gingen? Ja, das war doch ganz natürlich. Wenn er sie auch nicht liebte, so kannte er sie doch lange, er hatte sie geküßt und war ihr anverlobt. Er sprach mit ihr, er sah in ihr doch wohl seine zukünftige Frau? Es war doch so verständlich, daß seine Gedanken sich mit ihr beschäftigten, auch ohne daß er in heller Leidenschaft für sie entbrannte. Und sie? Sie kleine Förlin fühlte Gewissensbisse, wenn sie eines gemeinsamen Freundes gedachte, dessen kluge Art ihr imponiert hatte. Aber trotzdem — das Gefühl des Vorwurfs wollte nicht weichen.

Als sie am Abend mit Ferdinand zusammenkam, hatte ihre Liebe eine ungewohnte, hingebende Zärtlichkeit, die ihn entzückte. Er sah nicht das leise Schuldbewußtsein in ihren Augen und dachte auch nicht an den Freund, auf den er glühend eifersüchtig war, wenn er sich das auch niemals eingestanden hätte.

Der Abend wurde ihnen zur stillen Seelenfeier. „Denkst du auch daran, was uns der heutige Tag bedeutet?“ fragte Amira.

„Ich habe auf diese Frage gewartet, mein Liebster; ja, es ist heute ein Jahr, daß wir uns lieben. Heute vor einem Jahr küßte ich dich zum erstenmal auf jener Bank dort oben im Mondschein, auf jener Bank, zu der wir heute wieder wandern wollen.“

„Ein ganzes Jahr, Ferdinand; ein ganzes, langes Jahr...“

„Ein ganzes, glückliches Jahr, Märchen, oder warst du es nicht? Sieh' mir in die Augen!“

Sie hob das schmale, verklärte Gesichtchen zu ihm empor.

„Ja, ich war glücklich, Ferdinand.“ Da küßte er sie heiß und innig.

„Auf ein glückliches, neues Jahr, mein Liebster.“ Sie schüttelte in trauriger Resignation den Kopf.

„Wer weiß, wie es übers Jahr ist, Ferdinand...“

„Kleiner Pessimist“, neckte er, „die Liebe höret nimmer auf...“

„Nein, sie höret nimmer auf“, klang ihre Stimme wie ein zärtliches Echo hinterher.

Dann saßen sie auf der Bank im Mondenschein, selig wie vor einem Jahr...

Und dann war der Herbst gekommen mit Sturm und Regen. Der Wind fuhr um das Haus und heulte in den Gassen. Er riß die Weinranken von der Mauer und schlug sie gegen die Fenster, er tobte sich in wilden Akkorden aus.

In Amiras Zimmer saßen glückliche Menschen. Ferdinand kam jeden Abend zu Besuch und leistete ihr Gesellschaft. Die alte, weißhaarige Dame, bei der Amira wohnte, schätzte ihn sehr und sah gern, wenn er kam. Denn sie liebte Amira mit einer zärtlichen Mutterliebe, sie, die nie eine eigene Tochter besessen hatte. Und nun hatte sie einen Teil ihrer Liebe auch auf Ferdinand übertragen, weil sie in ihm Amiras Glück sah. Ihr Wohnzimmer lag neben dem Amiras, und so hatte sein Besuch ein unverfängliches Aussehen.

„Kind, Kind“, sagte die alte Frau, „wie glücklich müssen Sie sein, weil Sie den Mann lieben, und wenn Sie heiraten, dann ist Ihr Glück ein Himmelreich.“

Amira wandte sich bei solchen Reden ab, und die alte Dame sah nicht, wie es bitter schmerzlich um ihren Mund

Allen Lesern und Freunden der „Lodzger Volkszeitung“ wünscht ein
Frohes Osterfest
 Redaktion und Verlag

Tagesneuigkeiten.

„Mutter, sind wir arm?“

Auch solche Ostern.

Die Osterfesttage sind da. Die überreichen Auslagen der Geschäfte, die mit Osterparan aller Art überladen sind, haben sie bereits seit vielen Tagen angekündigt. Die Spielwaren laden, aber das Geld fehlt und so sind alle diese glitzernden Gegenstände in den Auslagefenstern für die meisten Kinder eine unerreichbare fata morgana. Zu Hunderten standen sie vor den Auslagen — Sehnsucht nach dem Besten sprach aus ihren Blicken, aber nur zu bald erinneten sie sich daran, daß es daheim an dem Notwendigsten fehlt und da fährt mit einem Male das Kartenhaus der Hoffnungen zusammen, ist der schöne Traum jäh ausgeblüht. Die älteren Kinder begreifen die Zusammenhänge, aber die Kleinen, die verstehen es nicht, warum man ihnen nun das Spielzeug nicht kauft, das sie so heiß begehren.

Eine rührende Szene hat sich da vor kurzem in einem hiesigen Zudernwarengeschäft zugetragen. Ungefähr eine halbe Stunde lang stand ein etwa fünfjähriges kleines Mädchen mit seiner Mutter vor dem Auslagefenster des Geschäftes und beim Anblick eines jeden Gegenstandes stieß das Kind einen Freudenschrei aus.

Die Mutter stand mit ernstem Gesicht dabei. Sie war ärmlich gekleidet, Gram und Sorge hatten in das Gesicht tiefe Furchen gegraben. Jeder Freudenausbruch der Kindes, der einen Wunsch aussprach, mochte wohl die Frau in ihrem Innersten treffen, da sie die Wünsche ihres Kindes nicht erfüllen konnte. Aber schließlich trat sie auf Drängen der Kleinen in das Geschäft. „Ich möchte diesen Affen, Mama; nein, lieber die Ente hier, sie macht so schön mit dem Kopf“. Ganz aufgeregt war das Kind, ein reizendes, aufgewecktes Mädchen, beim Anblick all der vielen Gegenstände, die sich seinen Blicken darboten.

Die Mutter hatte dem Kaufmann einige Worte zugeflüstert, daß sie nicht in der Lage sei, viel auszugeben und daß er die Kleinen auf die billigsten Gegenstände, die zehn bis fünfzehn Groschen kosten, aufmerksam machen möge, um sie von den teureren abzulenkten. Aber das Kind ließ sich nicht täuschen. Wohl bejahte es die wohlfeileren Sachen, die man ihm nun zeigte, um sich aber dann wieder den teureren zuzuwenden.

„Mama, diese gefallen mir noch besser... Nein, Mama, die Uhr brauche ich nicht, ich will den Neger dort mit den roten Ohren.“ Die Mutter machte noch einige Versuche, das Kind abzulenken, um einen billigeren Gegenstand kaufen zu können. Als aber nichts half, da nahm die Mutter die Kleine bei Seite und rief ihr zu: „Es geht nicht, mein Kind, so viel Geld kann ich nicht mehr ausgeben, davon können wir ja zwei Tage leben.“

Einige Minuten lang stand das Kind wortlos da. Dann entrang sich dem zarten Kindermund zögernd die Frage: „Mutter, sind wir arm?“

Ein Kindertraum war begraben worden. Der Augenblick, da das Kind zum erstenmal ahnte, was Armut be-

deute, wird für seine Entwicklung bestimmend bleiben. Die Tragik dieser kindlichen Frage mußte erschüttern...

Die städtischen Institutionen am heutigen Sonnabend.
 Das städtische allgemeine Ambulatorium, das zahnärztliche und antituberkulöse sowie die städtischen ärztlichen Beratungsstellen sind am heutigen Sonnabend geschlossen. Die städtische Apotheke ist nur bis 12 Uhr mittags geöffnet.

Die Arbeiterverbände gegen die böswilligen Bankrotte.
 In der letzten Zeit sind wiederholt Fälle vorgekommen, daß vom Gericht für bankrott erklärte Fabrikanten ihren Arbeitern die Arbeitslöhne für längere Zeit schuldig geblieben sind und nach der Fallterklärung mit den Arbeitern Unterhandlungen einleiteten, um die rückständigen Löhne durch einen Vergleich entweder gänzlich zu streichen oder nur zum geringen Teil in Raten zu bezahlen. Auf diese Erscheinung haben die Arbeiterverbände ihre Aufmerksamkeit gelenkt, die gegenwärtig beschlossen haben, sich an den Präses des Bezirksgerichts, das Justizministerium und das Arbeitsministerium zu wenden, damit vor der Fallterklärung von bankrotten Fabrikanten zuvor nachgeprüft werden soll, ob sie ihren Arbeitern die Arbeitslöhne ausgezahlt haben. Außerdem bemühen sich die Arbeiterverbände um Verhängung der Maßnahmen gegen böswillige Bankrotteure, die ihren Arbeitern die schuldigen Arbeitslöhne nicht auszahlen. (a)

Ergänzungsausschreibungskommission.
 Am Dienstag, den 29. März, wird von 8.30 Uhr an im Lokale M. Kosciuszki 21 eine Ergänzungsausschreibungskommission antreten, der sich alle Militärpflichtigen des Jahrganges 1910 und der älteren Jahrgänge zu stellen haben, die sich bisher aus irgend welchen Gründen noch keiner Militärausschreibungskommission gestellt und ihr Militärverhältnis noch nicht geregelt haben. Die Gestellungspflichtigen haben von der Stadtkassette besondere Gestellungsaufforderungen erhalten.

Also doch Reservelübungen.
 In diesem Jahre finden Übungen der Reserveoffiziere der Jahrgänge 1897, 1899, 1900 und 1904 und derjenigen Offiziere statt, die aus irgend einem Grunde die Übung bisher nicht mitgemacht haben. Außerdem finden

Ostergedanken.

Immer sind wir wie die Erde,
 und wir wissen vom Geschehen;
 und wir werden aus Besäuerde,
 aus der Milde auferstehen,

Werden unsern Tagesbogen
 neu, helle Sonne geben,
 denn in uns ist aufgesogen
 aller Wesen starkes Leben.

Alle Last wird von uns fallen,
 alle Not wird sich verklären,
 und die Sonnengunst wird allen
 ihre Weltweisheit lehren.

Wie das Gras und wie die Blume
 die Vollkommenheit verschwenden,
 wächst das Wert der Zeit zum Ruhme,
 aus den schwielenharten Händen.

Neues Walten, Neugesalten,
 das ist unser Zeitgeschehen,
 wenn wir aus dem Schutt des Alten
 jonnengläubig auferstehen!

Alfred Thieme.

Theaterverein Thalia

Am 2. Osterfesttag, 6.30 Uhr abends
 im Lodzger Männergesangsverein, Petrifauer 243

1. Wiederholung

„Böhmische Musikanten“

Großes Singspiel in 3 Akten von Julius Wilhelm und Peter Herz.

Musik von **Bernhard Gesia.**

Ausgeführt vom Ensemble des Thalia-Vereins, ergänzt durch einige neue Gesangskräfte.

Musikalische Leitung: **Theodor Adler.**

Preise der Plätze von Sitz 1.50 bis Stoh 5.—

Eintrittskarten im Vorverkauf: Drogerie Feno Diesel, Petrifauer 157; Buchhandlung G. E. Kefel, Petrifauer 54; am Tage der Vorführung von 11 bis 2 und ab 4 Uhr an der Theaterkasse

die ersten Übungen derjenigen Reserveoffiziere statt, deren Beförderung in den Personallisten 4—31 und 1—32 bekanntgegeben wurde. Zu den Übungen werden außerdem die Reservefähnriche ohne Rücksicht auf das Geburtsjahr einberufen, und diejenigen, die nach den ersten Übungen keine Beförderung erhielten. Es werden außerdem alle Kandidaten für Reserveleutnants zu einem gekürzten 8-wöchigen Fährschlussturnus einberufen, die als Freiwillige in den ehemaligen polnischen Formationen und der militärischen Vorbereitung in den Jahren 1914—1921 dienten. Alle Offiziere und Fähnriche, sowie die gen. Freiwilligen erhalten von den zuständigen Ergänzungs-Kommandos Gestellungsbefehle, worin die genauen Termine der Übungen angegeben werden. — Die vielgepriesene Sparsamkeit, die angeblich die Reservelübungen in diesem Jahre ausfallen lassen sollte, scheint man also bei uns in Polen „nicht mehr“ anwenden zu brauchen.

Schwierigkeiten der Obsteinfuhr über Gdingen.

Die vielerörterten Pläne einer Umleitung der Süd-Obsteinfuhr vermittels der „Seezollpräferenz“ von dem Landwege auf Gdingen haben zunächst bei den ersten Versuchen zu ihrer Verwirklichung, zu einer beträchtlichen Enttäuschung unter den Importeuren geführt. Vor allen Dingen wird darauf hingewiesen, daß der Seetransport sich als außerordentlich langsam im Vergleich zu dem bisher benutzten Schienenwege erwiesen hat. Da die aus Palermo bzw. Catania mit Umladungen auslaufenden Schiffe auf ihrem Wege nach Polen noch verschiedene andere Häfen zur Aufnahme weiterer Ladungen anlaufen, dauert der Seetransport gegenwärtig etwa 23 Tage, während auf dem Landwege Sübfrüchte nach Polen in sieben bis acht Tagen befördert werden. Als äußerst unzulänglich wird auch die Zollabfertigungs- und Speditionstechnik im Gdingener Hafen bezeichnet. Vom Eintreffen des Schiffes bis zum Versand der Ware an die Importeure vergehen mitunter zehn Tage. Als Ergebnis wurde neuerdings beispielsweise aus Bromberg berichtet, daß in den eingelandeten Kisten 20—25 Prozent des Inhalts vermisst wurden.

1 689 435 Tonnen Kohle im Februar.

Der Berg- und Hüttenmännische Verein teilt mit, daß die Kohlenförderung im Monat Februar 1932 sich nach vorläufigen Angaben folgendermaßen darstellte: in 24 Arbeitstagen Kohlenförderung 1 689 435 T. (im Januar in 24 Arbeitstagen 1 960 591 T.), eigener Bedarf der Gruben 195 367 T. (205 268 T.), Kohlenabfah im Inlande 882 547 T. (892 637 T.), Export 563 338 T. (778 348), Gesamtabfah 1 445 885 T. (1 670 985). Der Kohlenvorrat betrug am letzten Tage des Monats 1 890 955 T. (1 844 624), es wurden 127 562 (145 934) Waggons gestellt.



Roman von Emmy Schenk
 Copyright by Martin Fouchtwanger, Halle (Saale)

„Aber, liebes Kind“, die alte Stimme zitterte ein wenig, eins gefällt mir nicht an ihm, daß er Zehretwegen seine Verlobung nicht löst, von der Sie mir sagten. Denn sehen Sie, Amira, Sie haben ein ganzes Glück verdient, ein eheliches. Nicht diese Unklarheit. Ich habe Sie lieb, Mädchen, deshalb bedrückt mich das, es ist gewiß keine müßige Neugierde oder Einmischung in eine Sache, die mich nichts angeht.“

Amira ließ sie reden, sie hatte sich zum Fenster gewandt, um nicht die mitleidigen alten Augen sehen zu müssen.

„Frau Leitner, die Verhältnisse — sie lassen eine Klärung noch nicht zu...“ Sollte sie der alten Frau sagen, wie sie über ihre Liebe dachte, und daß hinter ihrem Verhältnis nicht der sichere Ehehaufen lag?

„Gewiß, gewiß, ich weiß, aber wenn ich so ein schönes Geschöpf, wie Sie, lieb hätte, ich würde alle Fesseln sprengen und wenn die Welt zum Teufel ging.“

Ganz aufgeregt und begeistert hatte die alte Dame gesprochen und blickte strahlend zu Amira auf. Da sah sie ganz langsam schwere Tränen über deren Wangen rollen, so ganz große, die sich aus dem Innern lösten.

„Um Gott, Mädchen, jetzt habe ich doch zuviel geschwätzt, ich bin doch ein törichtes, altes Huhn.“

„Nein, meine liebe Frau Leitner, ich weiß das ja alles selbst, aber ich liebe ihn eben zu sehr.“

„So ist es recht, Amira, dann wird gewiß bald alles gut werden.“ In dem Augenblick ging draußen die Korridorlingel. Ferdinand kam. Die beiden Frauen schritten auf. Amira raffte sich gewaltig zusammen, und Frau Leitner öffnete die Tür.

Er hatte einige Blumen mitgebracht. Dann sah er ihr forschend in die Augen.

„Geweint?“

„Ach, ich hatte nur ein wenig Kopfschmerzen...“

„Mädchen, Liebes, lüge nicht, ich kann mir schon denken...“

Frau Leitner war leise hinausgegangen.

Amira lächelte schuldbehaftet und küßte ihn wie abtötend. Dann saßen sie zusammen in dem gemütlichen Wohnzimmer. Draußen heulte der Sturm. In Amira war alles Leid zur Ruhe gegangen. Nur zuweilen zuckte noch das kleine, dumme Herz. Im Kamin flackerte das Feuer so traulich. Amira beschäftigte sich mit Handarbeiten, und Ferdinand las mit seiner tiefen, ruhigen Stimme ihr Schillers Ballenstein vor.

Wie ein junges Ehepaar, dachte Amira, und lächelte glücklich. Nur halten den Traum, solange das Schicksal es wollte. Und ganz leise und zärtlich streichelte sie seine große Hand.

... den 20. Dezember...

Das Leben gleitet dahin, Tag um Tag, in meinem Herzen schlummert die Angst vor dem Kommen, wie ich es ausdrücken soll, ich weiß es nicht. Oft wünsche ich mir, ich wäre irgendwo in der Welt unter fremden Menschen, wo mich niemand kennt, wo ich alles vergessen kann, die Liebe und alle Lüge und Faltschheit, und alle unelias Seltsamkeit des Lebens.

Es muß bald etwas kommen, das mich aus meiner Verbargtie aufreißt und aufrüttelt, daß ich wieder ein starker, freier Mensch werde...

In meinem Leben steht die Lüge, die Unwahrheit, die ich von Kindesbeinen an gehaßt habe, wie eine elke Krankheit, und die doch immer wieder eine Rolle in meinem Leben spielt. Und nun noch bei dem Manne, dem meine große Liebe gilt. Ist das nicht furchtbar? Ist es nicht entsetzlich, da zu zweifeln, wo man fest vertrauen sollte? Er verbirgt mir vieles, das weiß ich, ob er mich wesentlich belügt, das weiß ich nicht. Wenn ich das erfahren müßte... dann, ja dann —

Wer kennt und zählt die Tage und Nächte, in denen Glück und Unglück wechselt bei mir. Bin ich glücklich, so sehe ich die qualendsten Stunden in rosigem Schimmer, und alles ist vergessen; bin ich verzweifelt und unglücklich, so sind mir die Stunden des Glücks wie ein fernes Schemen oder eine süße Qual, an die ich trostlos mit blutendem Herzen denke.

Und bald ist es Weihnachten. Mein liebes Weihnachten. Mir sagt das Wort nichts mehr, da ich ihn bei der anderen weiß. Das ist ein wahrhaft schmerzlicher Gedanke und zerstört mir das liebste Fest. Hat sich in meinem Innern etwas geändert? Früher war mir die andere Frau doch nicht eine solche Qual? Soll ich nicht dankbar sein für das Glück, das ich genos, während sie wie eine Verstoßene abseits stand? Hat die Frau das verdient? Wenn mir einer helfen könnte aus all meinen Zweifeln! Ich sehne mich oft nach einer milden, tröstenden Hand, die mir alle diese Gedanken vom Angesicht streicht. Heinz Strehlow? Warum muß ich jetzt an ihn denken? Hilf mir aus dem Chaos meiner Gedanken o Gott... * * * (Fortsetzung folgt.)

Das Osterei.

Das Ei als Symbol der geheimnisvollen Macht des Lebens übte stets großen und wichtigen Einfluß auf die Vorstellungen aller Völker aus. Im Britischen Museum in London befindet sich ein besonders interessantes Bild, das die Erschaffung der Erde darstellt. Der Schöpfer hat vor sich ein an der Seite geöffnetes Ei, in dem man lebende Wesen sieht. Auf der abgelösten Schale dieses Eies steht der eben geschaffene Mensch zwischen der Sonnengott-heit als dem Quell des Guten und dem Teufel in Menschengestalt mit Hörnern. Die Sitte, ein Ei zu zerbrechen und einen Teil der Schale zu essen, verbindet sich in Indien mit dieser Vorstellung. Von dort kam vielleicht auf dem Wege der Legende im Mittelalter der Brauch, das Schalenstückchen eines Ostereies herunterzuschlucken, und zwar als Mittel gegen die Bosheit von Zauberern; denn ein solches Schalenstückchen eines am Oiertage geschenkten Eies diente diesen Leuten zum Zeichen symbolischer Vinten der schwarzen Magie, mit der Absicht, den Mitmenschen zu schaden.

Die Sitte, Eier an den Festtagen in der Zeit um die Tag- und Nachtgleiche zu verzehren, findet sich in Phönizien. Nach dem Glauben der Phönizier brachte die Nacht — der Anfang aller Dinge — Eier hervor, aus denen das Menschengeschlecht entstand. Wenn die Sonne die lange Nacht besiegte, zerbrach man die Eier zum Zeichen der Wiedergeburt des Menschengeschlechts. Es war in gewisser Hinsicht das Vorgelühl des späten Auferstehungsmysteriums.

Die Sitte, Ostereier zu schenken, stammt aus dem Osten. Dort spielt das Ei eine wichtige Rolle bei heidnischen Riten, deren es in der Religion der östlichen Völker zahlreiche gibt. Und dort ist das Ei das Symbol des Chaos im ursprünglichen Kosmos, des schöpferischen Anfangs, aus dem sich alles im Weltraum herausbildet.

Im Osten existiert auch die Sitte, Eier im Neujahrstage zu schenken. Noch heute wird diese Sitte in Persien, wo dieser Tag ein großes Fest ist, von besonderen Feiern umrahmt. Der erste Tag des Jahres fällt dort annähernd in die gleiche Zeit, in der wir Ostern feiern. Sultan Saladin stellte den Kalender auf, in dem er den Tag des Sonnenjahrwechsels oder Neujahr auf den Zeitpunkt der Tag- und Nachtgleiche festlegte. Die Perser nennen diese Festtage unter anderem auch die Feste der neuen Kleidung, da sich auch der ärmste Mensch dann in ein neues Gewand hüllt. Die Reichen ziehen während der achttägigen Dauer der Festtage kostbare Kleider an, an jedem Tage neue, und senden sich gegenseitig Geschenke, in erster Linie bemalte und vergoldete Eier, auf die an allen Seiten symbolische Figuren auf goldenem Grunde oder Miniaturbilder verschiedener Personen angebracht sind.

Im alten Rom reichte man in Verbindung mit einer Art frommen Aberglaubens in dieser Zeit bei Beginn der Festmähler ein Ei. Daher stammt das römische Sprichwort: ab ovo usque ad malum — von Ei bis zum Apfel — d. h. vom Anfang bis zum Ende.

Das Osterei als Symbol des Ursprungs, der Lebenserneuerung, als Symbol der alljährlich mit dem Frühling wiedererwachenden Natur, der Auferstehung des Menschen, geht wie ein roter Faden durch alle Religionen. Es tritt auch in der Zeit der Osterriten im Christentum auf, und ursprünglich hieß es beim Teilen des Eies stets: Resurrexit! (Er ist auferstanden!) Erst dann wurden die Glückwünsche ausgetauscht. Die Sitte, die Eier zu färben und zu bemalen und überhaupt Eier zu schenken, hat sehr frühe Traditionen. In einigen Ländern sind die Ostereier als Geschenke sehr reich ausgeschmückt. Oft werden sie aus Silber oder Gold gemacht und mit kostbaren Steinen oder kolorierter Emaille ausgelegt, und auch das Innere wird mit wertvollen Produkten der Juwelierekunst gefüllt.

Die Handelsangestellten gegen die Verschlechterung der Sozialgesetze.

Obwohl die Behandlung der geplanten Sozialgesetzreformen bis zur Herbsttagung des Sejm hinausgeschoben worden ist, beschäftigte sich die letzte Generalversammlung der Mitglieder des Polnischen Handelsangestelltenverbandes doch sehr ernst mit dieser drohenden Gefahr. Nach einem Bericht über die diesbezüglichen Regierungsvorlagen wurde eine Resolution angenommen, in der die Versammelten in entschiedener Weise gegen die Einführung der Reformgesetze in der Regierungssammlung protestierten. Weiter verlangen die Versammelten die Anhörung des Gutachtens der Angestelltenorganisationen und fordern die Verbandsleitung zur Einleitung einer energischen Protestaktion auf, wobei sie ihr unbedingte Gefolgschaft versprechen. (ag)

Der Kampf um billigeren Strom.

Die Konzession des Elektrizitätswerkes soll umgestoßen werden.

Wie wir erfahren, wird infolge Ablehnung der Preisermäßigung für Licht und Strom das Stromverbraucher-Komitee nach den Feiertagen eine diesbezügliche Versammlung einberufen. Auf dieser Versammlung soll unter dem Beirat der Rechtsanwälte die Konzession des Elektrizitätswerkes durchgesehen und auf Grund verschiedener Punkte, die die Einwohner der Stadt schädigen, die gerichtliche Aenderung der Konzession verlangt werden. Insbesondere wird das Komitee auf einige Punkte hinweisen, die jeinerzeit von den Stadtverordneten bei der Aussprache über die Erteilung der Konzession zur Aussprache gelangten und die zu einer früheren Uebernahme des Elektrizitätswerkes durch die Stadt führen können. (h)

Der Kreditfischwindel hört nicht auf

Viele tausend Lodzjer wurden gehörig geichröbft. — Gegen 3 Millionen Zloty haben die Gauner herausgeschwindelt. — Jetzt Verhaftungen.

Seit einiger Zeit betrieben verschiedene Kleinpolnische und großpolnische Kreditinstitutionen durch Agenten und Vertreter eine lebhafteste Tätigkeit in Lodz und der Umgegend, die darin bestand, daß durch vielversprechende Zeitungsanzeigen die Erteilung von Anleihen unter fabelhaft günstigen Bedingungen in Aussicht gestellt wurde. Nicht weniger als sechs solcher Anleihekreditinstitutionen, die auf genossenschaftlicher Grundlage operierten, haben sich Lodz als ihr Haupttätigkeitsfeld ausgesucht und besaßen hier ihre Vertreter und Agenten. Soweit bisher festgestellt werden konnte, waren folgende Kreditinstitutionen in Lodz vertreten: Genossenschaftsbank gegenseitiger Hilfe mit dem Sitz in Krakau, Basztowa 18, Myslowiker Kasse in Myslowitz, Spar- und Vorschußkassen in Krakau, Anleihe- und Spargesellschaft in Krakau, Kreditgesellschaft „Wasna Strzeczka“ in Polen.

Vor kurzem verbot die Stadtkassette infolge zahlreicher Klagen von Geschädigten dem Lodzjer Vertreter der Genossenschaftsbank gegenseitiger Hilfe in Krakau, einem Kazimierz Szczechowski, der in Lodz in der 6-go Sierpnia 10 ein Büro unterhielt, jede Tätigkeit in Lodz. Vor einigen Tagen wurde Szczechowski wegen eines Anleihebetruges zu 3 Monaten Gefängnis verurteilt. Inzwischen sind bei den Untersuchungsbehörden so zahlreiche Anzeigen über Anleihebetrugereien eingelaufen, daß sie sich veranlaßt sahen, eine umfassende Untersuchung einzuleiten. Hierbei kamen ganz eigenartige Machinationen der Kreditinstitutionen an den Tag, die sich mit der angeblichen Erteilung von Hypothekentrediten besaßen und worüber wir bereits vor einigen Tagen berichteten. Nachdem die Betrüger genügend Leichtigläubige gefunden hatten, erhielten sämtliche Teilhaber der famosen Genossenschaftsbank eine schriftliche Benachrichtigung,

daß die Bank wegen schlechten Geschäftsganges aufgelöst und die Anteile auf das „Verlustkonto“ übertragen worden seien. Auf diese Weise haben die Betrüger einige tausend Personen um gegen 3 Millionen Zloty betrogen.

Außerdem hatten die Teilhaber auf Grund des Statuts der

Genossenschaft noch mit ihrem Vermögen für die Schulden der Bank.

Die Untersuchungsbehörden haben daraufhin den Lodzjer Vertreter der Bank, Szczechowski, verhaftet und den Gerichtsbehörden zur Verfügung gestellt. Gleichzeitig wurde die Krakauer Untersuchungsbehörde benachrichtigt, die in Krakau eine Untersuchung über die Tätigkeit der Genossenschaftsbank eingeleitet hat. Wie bisher festgestellt werden konnte, sind in die Betrugsaffäre zahlreiche in Krakau bekannte Persönlichkeiten mitverwickelt, darunter Professore, Rechtsanwälte usw. Die weitere Untersuchung wird ergeben, wer die Triebfeder des ganzen Unternehmens war, das von vornherein auf Betrug aufgebaut gewesen ist.

Die Aufdeckung dieses Anleihebetruges lenkte die Aufmerksamkeit der Untersuchungsbehörden auf die Tätigkeit der übrigen auswärtigen Kreditinstitutionen, die in Lodz durch Agenten und Vertreter ebenfalls Anleihegeschäfte betreiben. Hierbei konnte festgestellt werden, daß der Vertreter der Bau- und Hypothekengenosenschaft „Wasna Strzeczka“ in Posen, Stanislaw Jawistowski, ebenfalls unter dem Vorwande der Erteilung von Anleihen Betrugsereien verübte. Jawistowski hatte mit Hilfe eines Kazimierz Wisniewski in Lodz und der Umgegend zahlreiche Personen auf die gleiche Weise betrogen wie sein „Krakauer Kollege“.

Wie durch die polizeilichen Ermittlungen festgestellt werden konnte, operierte Jawistowski, der in der Ceglana 1 wohnhaft war, in Lodz in großem Stil und unterhielt besondere Agenturen in der Petrikauer 11, Zamadzka 1, Petrikauer 17 und Petrikauer 220. Die Anleihejuden standen in diesen Büros Reihe an, um an den „Anleiherenteiler“ heranzukommen. Bisher hat jedoch noch niemand von der Bank eine Anleihe erhalten, und die ganze Sache erwies sich als ein breit angelegter Betrug. Die Untersuchungsbehörde schritt daraufhin zur Verhaftung Jawistowski. Dem bereits wegen Betrugsereien vorbestraften Wisniewski gelang es im letzten Augenblick zu entkommen. Er wird von der Polizei festgefesselt verfolgt. Gleichzeitig werden die Untersuchungsbehörden die Tätigkeit weiterer auswärtiger Kreditinstitutionen kontrollieren. (a)

Dankagung.

Sehr geehrte Herrnt!

Seit vielen Jahren litt ich an Rheumatismus, den ich mir in Weltkrieg gebohrt habe. Ganz besonders hatte ich während meiner Dienstzeit bei der Staatspolizei in Lodz, bei der ich jetzt 13 Jahre bin, zu leiden. Ich glaubte schon, daß es für mich keine Rettung gäbe, da ich alle Mittel versucht und jeden Rat befolgt habe. Da las ich zufällig in einem hiesigen Blatt ein Inserat über ein Präparat Togonal, das ein wirksames Mittel gegen Rheuma sei soll. Ungläubig riskierte ich es und kaufte eine Packung Togonaltableten und nachher eine zweite, worauf ich eine bedeutende Erleichterung fühlte. Als ich bemerkte, daß dieses Mittel geradezu ideal ist, kaufte ich sofort noch zwei Packungen, und heute fühle ich mich schon viel besser. Ich kann Ihnen gar nicht genug danken für Ihr ideales und unübertroffenes Mittel gegen Rheuma. Ich werde jedem Rheumaleidenden ohne Bedenken nur Togonal empfehlen.

Lodz, Myska 33. Hochachtungsvoll Jan Kojewski.

Neue Verwaltung des Verbandes der Bantangestellten.

In der vorgestern im eigenen Lokal abgehaltenen Hauptversammlung der Mitglieder des Verbandes der Bantangestellten in der Andrzeja 4 wurde nach Annahme des Rechenschaftsberichts und Entlastung der bisherigen Verwaltung die neue Verwaltung des Verbandes gewählt. Der neuen Verwaltung gehören an: Korewa, Grauber, Uraniski, Uznanski, Malachowski, Janaszkiwicz und Grass.

Polens Petroleumausfuhr 1931.

Im Jahre 1931 wurden im ganzen 219 464 Tonnen Naphthaprodukte ins Ausland ausgeführt. Davon gingen nach Desterreich 14 509 T., nach der Tschechoslowakei 76 476 T., nach Deutschland 12 879 T., nach der Schweiz 16 627 T., nach Ungarn 1350 und nach anderen Ländern 24 577 Tonnen. Hierunter befinden sich ebenfalls 73 046 Tonnen Naphthaprodukte, die nach dem Gebiet der freien Stadt Danzig exportiert wurden.

Zwei vereitelte Einbruchsdiebstähle.

In ein im Hofe des Hauses Petrikauer 64 befindliches Manufakturwarenlager versuchten in der Nacht zu Freitag Diebe einzubrechen. Die Einbrecher waren in einen unter dem Lager befindlichen Keller eingedrungen und schlugen eine Öffnung in die Decke des Kellers, durch die sie in das Lager gelangen wollten. Das von den Einbrechern verursachte Geräusch wurde von Hausbewohnern gehört, die nach der Ursache forschten. Die auf diese Weise verärgerten Diebe ergriffen die Flucht und entkamen. Am Tatorte ließen sie verschiedene Diebeswerkzeuge zurück. Zur Ermittlung der Diebe hat die Polizei eine Untersuchung eingeleitet. — In den Fleischerladen des Leon Wojcik, Zatonina 67, wollten Diebe eindringen, die von der Straße aus die Jalousie hochzogen, die Schaufensterscheibe eindrückten und in den Laden eindrangen. Die Einbrecher wurden jedoch von einem Nachtwächter bemerkt, der Alarm schlug, worauf die Diebe unter Zurücklassung von mitgebrachten Säcken zur Verpachtung der Beute die Flucht er-

griffen und entkamen. Trotz der unverzüglich aufgenommenen Verfolgung der Einbrecher konnten sie bisher noch nicht festgenommen werden. (a)

Räuber.

Gestern weckte die Andrzeja 43 wohnhafte Sala Lewin bei ihren Eltern im Hause Lipowa 58 zu Besuch. Bei der Heimkehr begegnete sie im Treppenaufgange einem Manne, der ihr mit einem raschen Griff die Handtasche mit 5 Zloty Inhalt aus der Hand riß und die Flucht ergriff. Trotzdem auf die Hilferufe Hausbewohner herbeieilten und die Verfolgung des Handtaschenräubers aufnahmen, konnte er nicht gefaßt werden. Die von dem Ueberfall benachrichtigte Polizei hat zur Ermittlung des Räubers eine Untersuchung eingeleitet. (a)

Doktor Starke gegen Kaution auf freien Fuß gesetzt.

Unlängst erregte die Affäre des hiesigen Arztes Dr. Starke, der zahlreiche Heiratsschwindelereien und sonstige Betrugsereien begangen hat, großes Aufsehen in der Stadt. Schließlich wurde Dr. Starke auf Anzeigen zahlreicher Geschädigter auf Veranlassung der Staatsanwaltschaft in Untersuchungshaft genommen und gegen ihn ein Strafverfahren eingeleitet. Seit einigen Tagen bemühte sich Dr. Starke bei der Ärztekammer um Fürsprache bei den Gerichtsbehörden, um mit Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand aus der Untersuchungshaft gegen Kaution befreit zu werden. Auch die Familie des Inhaftierten bemühte sich um die Freilassung Dr. Starke gegen Kaution, doch hatten diese Bemühungen anfangs keinen Erfolg. Erst gestern entschied die Staatsanwaltschaft auf Antrag des Verteidigers Dr. Starke, Rechtsanwalt Liller, dahin, den Inhaftierten gegen Kaution in Freiheit zu setzen, die Untersuchung aber von dem Untersuchungsrichter weiterzuführen. Daraufhin wurde Dr. Starke gestern aus der Untersuchungshaft bis zur Gerichtsverhandlung entlassen. (c)

Jugendliche Messerstecher.

In einem Hause in der Marcina-Straße entstand zwischen dem 15jährigen Sohn des Einwohners Marjan Zydzkiwicz und dem 16jährigen Karol Maciejewski, wohnhaft Marcina 16, eine blutige Schlägerei, während welcher der Maciejewski dem Zydzkiwicz zwei Messerstücke beibrachte. Der Schlägerei bereitete die Polizei ein Ende und rief einen Arzt der Rettungsbereitschaft herbei, der den Verwundeten Hilfe erteilte. Die Polizei wird beide Raufbolds zur strafrechtlichen Verantwortung ziehen. (a)

K.K.O. miasta ŁODZI Städtische Sparkasse

Narutowicza № 42. nimmt Spareinlagen an: zu 8 % pro Jahr — auf jederzeitiges Verlangen, zu 9 % — bei Kündigung. Vollkommene Garantie der Stadt. Bürostunden: von 9-1 und 4-6 Sonnabends von 9-1

Fröhliche Osterzeit

Das bitter süße Lied.

Ostererzählung von Fritz Kaiser (Hmenau).

Berta war am Ostermorgen ganz in der Frühe aufgestanden, hatte sich aus dem Hause ihrer Verwandten, bei denen sie zu Besuch weilte, hinausgeschlichen und stand nun mitten in der berausenden Schönheit des jungen Lentzes. Die kleine Stadt lag hinter ihr köstlich weitete sich die Natur vor ihren Augen. Überall war Spritzen, Vogelklang und Sonnenschein, neues Werden, freudvolles Aufsteigen! Es glänzte der Tau auf den Gräsern, in den Reichen zarter Anemonen, die in holder Keuschheit bei den knospenden Heiden blühten am einsamen Feldweg. In tiefer Ergriffenheit und namenloser Beglückung stand die Welt im Zauber ihrer großen Osterstunde. Stand so bräutlich jung und schön, die Myrie des ersten Grüns um ihre Stirn gewunden, daß das junge Mädchen sich ein Ähnen besiel von der Glückseligkeit solcher heiligen Vorstunde, wo sich junge Liebe und Sehnsucht rüstet mit freudvollem Ernst und geheimem Ehrfurcht zu Gottes Traualtar. Zum ersten Male in ihrem Leben war sie besüßlich von solchem Gefühl und ein feiner, wonniger Schauer lief durch ihre reine Seele, durch ihren vollschönen Körper hin, der so viel Schönheit und Stolz verriet, so viel Kraft und zarte Anmut zugleich. Die großen, schönen, ausdrucksvollen Augen nahmen einen vornehmen Glanz an, wurden tief und dunkel, der Blick ging nach innen und eine Erinnerung wuchs auf in ihrem Herzen, während der Fuß verträumt einen Wiesentrain entlang schritt, zur leicht ansteigenden Höhe, wo ernst und gedankenvoll ein dunkler Waldstreifen ins besonnte Landschaftsbild hineinlief.

Im Vorjahr war es gewesen zur schönen Sommerzeit, daß sie ihn kennengelernt hatte in der kleinen Stadt, den jungen, erfolgreich schaffenden Maler. In ihrer geheimen Begeisterung für seine stille Kunst, die mit einer seltenen Herzlichkeit den alten Gassen und Winkeln der Heimat galt, hatte sie sich bewegen lassen, aus ihrer bis dahin stets geübten Zurückgezogenheit herauszutreten und mit ihm einen kleinen Spaziergang durch den einsamen Wald zu machen. Er hatte ihr erzählt von so viel Schönerem und Interessanterem dabei, von seinem starken, sonnigen Lebensglauben, erzählt mit so viel Stolz und Beglückung von seinen siegreich geführten Kämpfen im schönen Beruf, erzählt auch von manchem, das das Verborgene seines Wesens betraf. Sie war in diesem Austausch neben ihm hergeschritten. Die ungewohnte Vertraulichkeit dieser Worte bei seiner persönlich gearteten, ernsten Natur hatte sie selbstmerkwürdig nicht übertraut. Mit seinem Verständnis war sie allen Jügen seiner Rede gefolgt. In einem natürlichen Verbundensein, im instinktiven Gefühl der Wesensverwandtschaft, nur eins hatte sie fremd berührt, auf das der junge Maler glaubte ein Recht zu haben, nachdem so viel Harmonie in der kurzen Zeit sich zwischen ihnen gezeigt. In einer temperamentvollen Anwandlung hatte er seine Arme um ihren Hals geschlungen und sie ein paarmal auf den vollen, roten Mund geküßt. So stark war die Ueberraschung bei ihr gewesen, daß sie sich dieser Leidenschaft nicht zu widersetzen vermochte. Auch war es die aufrichtige Verehrung und Achtung vor ihm, die ihr jeden Scheln der Veleidigung vermissen ließen. Es war das zum ersten Male, daß ein Mann sie geküßt, trotz ihrer vorgeschrittenen zweieundzwanzig Jahre. Der stille, feine Mensch in ihr war in Aufruhr gekommen und sie konnte sich auf einmal selbst nicht mehr erkennen. Darum hatte sie seine weiteren Einladungen zur Zweifamkeit abschlagen müssen, nicht ohne ihn in leise Traurigkeit zu versehen. Sie war kein leichtfertiges Mädchen und wünschte in ihren Gefühlen Klarzusehen, ehe sie entschied. Durch lange Monate hindurch waren die Briefe hin und her geflogen, ohne daß sie zum Verständnis der einen Stunde geführt. Dann waren die Boten seiner stillen Hoffnung ausgeblieben, nie mehr gekommen. Einen Freund meinte sie verloren zu haben.

Rehmütig spielte ein Lächeln um den Mund des schönen Mädchens. Ein feines Säuseln rühr ihr übers schwarzbraune, zeräufelte Haar. Tröstend empfand's die Einsame als zarte Liebe ihrer bräutlichen Schwester Natur. Jäh war ihr die innere Verlassenheit bewußt geworden, wo ihr Auge aufgegangen für das hochzeitliche Vereiten ringsum im seltsamen Land. Herb süßte sie, daß es der Liebste gewesen, den sie einmal als Freund verloren gewähnt. Die Kisse des Vorjahres waren aufgegangen in ihr wie Saatkörner in fester Scholle. In einem Ader, der noch nie gepflügt, vergessen vom Leben war, weil es in Hülle und Fülle Boden gab, der gewaltiger war, dafür aber Unkraut trug zwischen der Gelsucht, köstlicher und reiner, aber auch nicht härter gab's eine Sehnsucht, wie sie jetzt aufblühte in dem stolzen Mädchenherz, schöner und kräftiger sproß und trieb als alles ringsum im Land. Das war ein Ostermorgen, wie ihn keine Menschenbrust noch einmal barg. Und doch einsam wie ein ungesundenes Eiland, das in Paradies dem Unglücklichen zu geben imstande war, der erstliche aus seiner ergreifenden Verlassenheit.

Osterfreude.

Von Ilse Müllendorff.

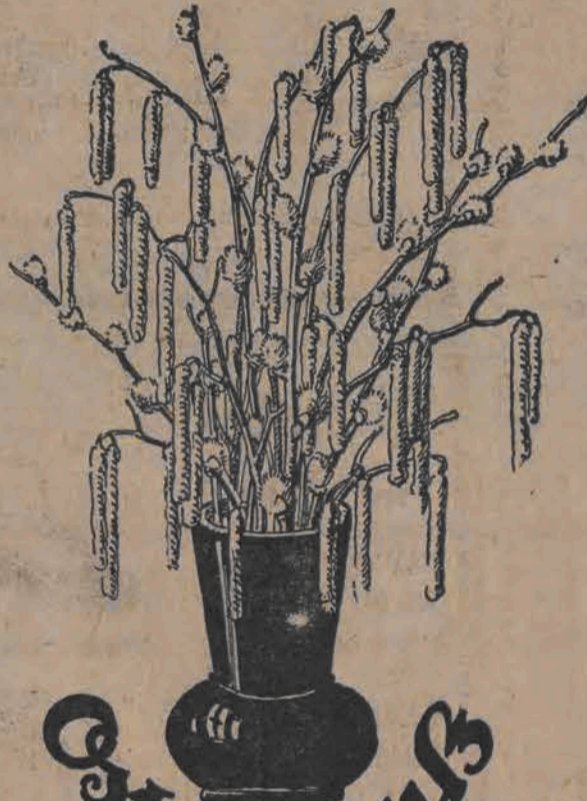
Esern naht, das Fest der Heiligkeit, der Sonne, des Frühlings. Und in den Herzen der Menschen, die monatelang im Winter saßen, in den kalten Nebeln des Winters, soll die Freude aufwachen, jene tiefe, wahrhafte und kraftgebende Freude, die nicht in lauten Worten und äußerem Vergnügen besteht, sondern die warm und leuchtend von innen hervorkommt.

Tiefes und heiliges Sinnbild der Auferstehung ist Ostern... der Auferstehung von Menschen und Dingen, von Bäumen und Blumen aus Winterkälte und -not. Einen tiefen, starken und

starken Glauben soll uns das Osterfest schenken, gerade in unserer heutigen, dunklen, unsicheren und suchenden Zeit. Sinnbild soll es uns und unserem Volke sein, daß auch aus dem tiefsten Dunkel, dem schwersten Froste, der scheinbar alle Blüten tödete, ein neues, starkes Aufsteigen kommen kann. Und daß jene Blüten, die den Winter überdauerten, stark und kraftvoll sind und alle Hoffnungen für Reife und Frucht in sich tragen.

Freude soll uns das Osterfest geben, tiefere Freude... Und das heißt nicht, laut und lärmend sein, heißt nicht, gewaltsam sich irgendwie eine sogenannte „Freude“ schaffen, sondern es bedeutet, daß wir uns sammeln sollen, daß wir zurückschauen sollen auf den Winter und vorwärts, der Sonne entgegen. Daß wir ganz froh und hell an diese Sonne glauben sollen, die auch uns scheint; wir müssen sie nur sehen wollen.

Laßt einmal alle Sorgen und trüben Gedanken beiseite, um die her alles Grübeln doch nicht helfen kann! Ihr Eltern, geht mit euren Kindern hinaus in den Wald, auf die Wiesen, und zeigt ihnen das Wiebererwachen, das langsam und so wunderbare erste Wachsen und Blühen der Natur, sprecht ihnen von diesen Wundern, die wir als so selbstverständlich hinnehmen, weil wir nicht mehr darüber nachdenken.



Ostertag.

Von Arno Jehring.

Im Birnbaum schwagen froh die Stare,
Und auf wohl mild, der Himmel blaut,
Und aus dem großen Benzaltare
Sind tausend Wunder aufgebaut.

Aus frischgepflügten Ackerkrumen
Schwingt sich der Verchen Jubelschor;
Der Frühling zaubert bunte Blumen
Aus lauem Wiesenplan hervor.

Die zarreste Knospe sprengt die Hülle,
Und jedes Pflänzchen drängt zum Licht,
Es ist ein großer, starker Wille,
Der machtvoll alle Fesseln bricht.

Da hebt im Herzen selbst, dem alten,
Ein Keimen und ein Spritzen an.
Die Hoffnung will sich neu entfalten
Und bricht durch Nacht und Dunkel Bahn.

Da fallen alle Zweifel nieder,
Wo Gottes Liebe Wunder schafft;
Es sieht die milde Seele wieder
Der Auferstehung Sonnenkraft.

Sie möchte ihre Schwingen breiten
Und über grüne Lande hin
Durch osterfrohe, lichte Weiten
In endlos blaue Fernen ziehn.

Sie möchte mit den Glocken klingen,
Verfünden, was ihr Ton erstrebt,
Und jubelnd mit den Lerchen singen:
„Der Tod ist tot! Das Leben lebt!“

Die Osterzensur.



„Da reden die Leute von „fröhliche Ostern“, wenn ich weien so 'ner Zensur die Reile kriekel!“

Osterbräuche.

Von Ernst Jucundus.

Das Osterwasser spielt eine besondere Rolle in dem Sitten und Gebräuchen des Festes. Das Bachwasser verwandelt sich nach alter Sage, in der Mitternachtsstunde in Wein; wer sich in den Quellen in der Osternacht wäscht, dessen Haut wird rein und fledenlos sein. Geben die Jungfrauen schweigend zum Teiche und waschen sich ungeteilt, so erhalten sie sich ihre Schönheit bis ins Alter Osterwasser, um Mitternacht oder vor Anbruch des Tages geschöpft, hat heilbringende Kraft; Epileptie Glüht und allerlei Augenleiden werden durch seine Anwendung geheilt. Das Haus und der Stall, die mit dem geweihten Wasser besprengt werden, sind vor Blitzschlag, Menschen und Vieh vor Krankheit und Ungeziefer geschützt.

Auch die Osterkerze pflegen noch heutzutage da und dort aufzulammen, meist auf Anhöhen und Bergen. Die ganze Gemeinde pilgert dann hinaus und sucht ein Scheit aus dem Holzstoß zu erbischen, mit dem das Herdfeuer neu entzündet wird; auch soll, wenn man ein Stück von dem Osterfeuer im Hause hat, jedes Unwetter im kommenden Sommer gnädig vorüberziehen. Man kennt nicht nur weltliche, sondern auch kirchliche Osterfeuer, die am Karfreitag vor der Kirche mittels Stahl und Stein in Brand gesetzt wurden bzw. noch jetzt werden.

Die Osterkerze, ein Licht von besonders großen Ausmaßen, wird an dem brennenden Holzstoß entzündet und dann feierlich in das Gotteshaus gebracht. Den Lieberresten des Feuers, in dem auch die Reste der heiligen Öle durch die Geißlichen verbrannt zu werden pflegen, gelten als mit besonderer Kraft begabt. Man nimmt sie mit nach Hause und fertigt aus ihnen kleine Holzkreuze, die, mit Palmzweigen geschmückt, in die Felder gesteckt werden, um ihre Fruchtbarkeit zu mehren und sie gegen Witterungseinflüsse zu schützen. Früher pflegte man hölzerne Figuren, die Judas beistellt wurden, in den Flammen zu verbrennen; der Brauch, Stroh-puppen in das Feuer zu werfen, hat sich in manchen Gegenden bis heute erhalten. Man sieht aber in den Puppen meist nicht mehr Judas, sondern den Winter, der durch den Frühling endgültig überwunden ist und den Flammentob sterben muß. Die Kirche steht in dem Erlöschen des ewigen Lichts und seiner Wieberentzündung zu Ostern Tod und Auferstehung Christi.

Das Suchen und Verteilen von Osterkern ist ein uralter Volksbrauch. Schon die Parfen pflegten am Frühlingsfest rote Eier zu schenken, deren Färbung an das Sonnenfeuer erinnern sollte. Die Kirche erblickte in dem Ei einmal das Bild der heiligen Dreifaltigkeit, zum anderen die Verbindung von schlafendem Leben und Auferstehung. In aus-geblasenem Zustande wurde die Schale, mit Kügelgen und Schwanz versehen, als Leib der heiligen Taube angesehen. Auch berichtet fromme Ueberlieferung, daß der kleine Hohlraum am videren Ende des gekochten Eies davon herrühre, daß Maria daran genippt habe.

Das Schmücken der Osterkerze mit Bildern, ihre Nachbildung in Zucker und ihre Benutzung als Hülle für allerlei Geschenke sind gleichfalls Gebräuchen von ehrwürdigem Alter.

Die verschiedensten Spiele haben sich bis heute, in Verbindung mit dem Osterfest, erhalten. In der Mark und anderen Gegenden widmet sich die Jugend vor Sonnenaufgang dem Ballspiel, wobei der Ball als Bild der Sonne anzusehen ist, die am Ostermorgen drei Freudenbrünge macht. Das Hutenschlagen ist unter anderem im Erzgebirge und in der Neumark anzutreffen. Das Schlagen soll an die Auferstehung mahnen; oft wird es mit geflochtenen Stäben aus Weidenruten ausgeführt, die „Schmedostern“ genannt werden. Der Osterbaum pflegte früher den Mittelpunkt der Tänze zu bilden.

Vergessen sei auch nicht, daß sich in manchen Gegenden ein Osterpaziergang, den man „nach Emmaus gehen“ nennt, erhalten hat; auch besonderes Ostergebäck wird vielerorts angefertigt.

Wie die Raze den Osterfladen hüten sollte.

Ein schwäbischer Osterjawan, aus den „Facetten“ des Heinrich Hebel neu übertragen.

Eine schwäbische Bürgersfrau hatte am Karfreitag ihre Osterfladen gebaden; die waren ihr gar schön geraten, und voll Freude hatte sie das Badewert in die Vorratskammer geschafft.

So wie die Frau Freude hatte an ihren Fladen und so wie sie hoffte, daß ihr Mann an ihnen Freude und Behagen haben werde, so erging es auch den Mäusen, die des Nachts in die Vorratskammer kamen. Sie fanden die Osterfladen gar knusprig und wohlwärmend, und die Hausfrau fand am nächsten Morgen die Fladen — angenagt.

Da wandelte sich ihre Freude rasch in Schreck und sie hatte große Furcht, ihr Mann möchte sie schelten. Deshalb ließ sie zu ihrer Nachbarin und bat sie um Rat, was sie denn mit den Fladen machen solle, damit die Mäuse nicht auch in den nächsten Nächten an ihnen nagen würden.

Und die Nachbarin riet ihr sie sollte die Fladen von der Raze behüten lassen. Also tat die Frau auch und sie schlief beruhigt und voll Freude ein. Am nächsten Morgen sah sie wieder in die Vorratskammer nach ihren Fladen und siehe da: diesmal waren sie nicht angegriffen. Aber mehr als die Hälfte hatte die Raze aufgefressen. Heinz Berger.



Wenn die Osterloden säuten.



Die Fahrt auf der Sarazonenklinge

Ostern in den Mauern von Akko.

Von Armin T. Wegner.

Kennt ihr den Hamfin, den goldenen Wüstenwind? Glaubst nicht, daß er mit Feuer und Blut kommt, drohend wie ein Gewitter. Sein Leib ist mit Sonne gepanzert, sein Antlitz eine strahlende Buge. Der Himmel ist ein frühlingzartes Blau, das Meer wiegt lächelnd seine Blütenweißen Schaumkrone — und doch ist dies alles fürchterlicher als die Hölle.

Das Thermometer zeigt 52 Grad im Schatten, als Leonore und ich mit unserer wüstengelben Ardiemaschine, dem „weißen Fuchs“, hinter Haifa das Ufer des Meeres erreichten. Am Wege stand ein junger christlicher Araber, der uns seine Dienste anbot, und ich nahm „Josef“ zu unserer Hilfe hinten mit auf den Sitz unseres Motorrades, das wir von einem Teil des Gepäcks befreit hatten. Der heiße Wind leckte uns wie eine Flamme über das Gesicht, der tödliche Wind, der irgendwo jenseits des Jordan aus den unendlichen Steppen des Hauran kommt und alle Dinge mit seinem fanatischen Atem anbläst.

Die einzige Straße, die Haifa mit dem alten Akko der Kreuzritter verbindet, ist der Strand des Meeres selber. Wind und Sand haben sie gebildet. In weitgeschwungenen Bogen läuft sie um die strahlende Bucht herum, schmal wie die blühende Klinge eines Sarazonenjägers, mit Haifas gelben Häusern, feinen sonnenglitzernden Fenstern als diamantbesetzten Griff und mit den weißen Felsenklippen von Akko als Spitze, die fern in das schäumende Meer sticht.

Schon nach wenigen Minuten schaukelte das flach gebaute Gestell unseres Beinagens den Meeresrand auf. Die Räder in die in den Strand gegrabene Wagenspur. Jener peinliche Augenblick war gekommen, wo das Rad der Maschine ohnmächtig um sich selber rast. Hände und Spaten begannen ihre Tätigkeit, die aufgehäuften Sandmassen beiseite zu scharren. Wir nahmen „Jalir“, unseren Kinoapparat heraus, um unseren Kampf mit dem Sande zu filmen.

Es war zwölf Uhr mittags. Leonore schloß ihr Gesicht glühte unter ihrem Tropenhut in einer beängstigenden blauen Röte, als müßte sie jeden Augenblick unter der Hitze zu Boden sinken. Die weiße Landschaft glänzte in der Sonne wie Schnee. Ein paar Palmen, trostlos und blätterarm, erhoben abseits wie eine Schar von Bettlern ihre verkrüppelten Leiber über den Dünen.

Die Räder mahlen im Sand. Von Schweiß triefend, drängten die Arbeiter einer jüdischen Oelfabrik am Strande zur Mittagspause, rissen ihre Mittel herab und stürzten sich besinnungslos in das Meer. Wir traten in die Trinkstube eines fliegenden Händlers vor der Fabrik und ließen uns ein Glas mit Fruchtwasser reichen.

Als wir wieder aufstiegen, waren Sattel und Poister glühend geworden wie ein Plättchen, daß wir vor Schmerzen hochfahren. Kühlere Luft begann in der Bewegung unsere Stirnen zu streifen. Bald spritzte das Wasser, bald der Sand unter unseren Rädern auf. Das heiße Herz der Maschine unter mir klopfte, der lodende Wind fuhr von oben gegen meine Brust, nahm mir den Tropenhut vom Kopf und warf ihn ins Meer.

Wir flüchten ihn wieder und begannen die Fahrt von neuem.

Unter mir dampften die Zylinder. Ich geriet in Gefahr, mir an ihrem glühenden Eisen die nackten Waden oder die Füße zu verbrennen, die nur in Halbschuhen stecken. Erstaunt sieht man in solchen Augenblicken, was die dünne Metallschale, die menschliche Kunst geformt hat, zu ertragen vermag, wenn die Luft der Explosionen zunimmt, das Werk mit Sand verunreinigt ist, mit ranzigem Öl geschmiert, das man irgendwo in der Bretterbude eines Arabers in diesem fremden Lande gekauft hat, während von außen der glühende Ruf des Windes ihr neue Hitze zuführt.

Zuweilen liefen frische Wehen rotbraunen Sandes wie die rostigen Scharten auf einer Messerklinge quer über

unseren Weg in das Meer. Einen Fußbreit zu weit links mußten wir in den vom Wasser gelockerten Meeresgrund einsinken, einen Fußbreit zu weit rechts uns im losen Dünenland festfahren.

Schneller! Schneller! Der Wagen schlug hoch, das Wasser rauschte, der Araber lachte, Leonore schrie auf vor Furcht.

Aber im gleichen Augenblick hatten wir den schmalen Lauf unserer Klinge wiedergewonnen, auf der wir mit verdoppelter Geschwindigkeit wie auf einer Rennbahn dahinjauzten. Wir sehnten uns nach der Kühle der Stadt, jedes Langamerfahren hieß Steckenbleiben, eine neue Verlängerung der unerträglichen Qual unter diesem wilden brennenden Himmel.

Um zwei Uhr mittags vor den Mauern von Akko fanden wir die weiten Friedhöfe vor der Stadt von Scharen mohammedanischer Frauen und Kinder besetzt. Kopf an Kopf lauerten sie in ihren schwarzen Tüchern wie Scharen von Toten zwischen den weißen Steinen der Gräber. Über kein Gesicht schien voll Trauer zu sein.

Man hatte Festwände und Leinentücher gegen die glühende Sonne von Grabstein zu Grabstein gespannt. Man schmauste, trank Tee; zwei Wächter gingen mit Knütteln umher, um die Neugierigen zu vertreiben. Karussellschaukeln, die Holzkästen mit Kindern besetzt, drehten sich schwindelnd in der Luft.

Musik erklang. Welches seltsame Volksfest wurde hier gefeiert? Als wir durch den gemundenen Gang des Stadttors in die alte Festung einfuhren, fanden wir die Stadt leer von Frauen. Nur Männer saßen plaudernd und Domino spielend, den langen Schlauch der Wasserpeise im Munde, im Schatten der Platanen vor den überfüllten Kaffeehäusern.

Vor dem Schanktisch des ersten Limonadenverkäufers hielten wir an. Große Eisblöcke schwammen in einem grünen See von Zitronensaft, der eine ganze Glaskanne füllte. Man feierte das griechische Osterfest. An diesem Tage verlassen in Akko, dem seltsamen, dem dreitausendjährigen Akko, dieser fanatischsten Stadt der Kreuzfahrer und Sarazenen, der Stadt des Talmuds, Napoleons, Ibrahim Paschas und Behah Allahs, alle mohammedanischen Kinder und Frauen den Ort, um nach altem Gebräuch für die Dauer

eines Tages die Stadt allein den dreitausend Christen zu überlassen.

Tief unter den Mauern der Festung nahmen die finsternen Räume eines vielbogigen Kellergewölbes uns und unsere Ardiemaschine auf. Eine Mannesbrust an Stärke übertreffend, erinnerten uns die Mauern daran, daß sie die Jahrhunderte überdauert hatten. Wir wußten nicht, wenn ihre Leuchte, nach der Blut des Sonnenhimmels fast eifrig Kühle im Augenblick wohlher tat, unserem von der Hitze pochenden Blut oder dem fiebernden Herzschlag unseres Motors, der sogleich in ihrem Schatten einschloß.

Dunkel, Schlaf, Kühle. Eine Stunde später standen wir draußen am Hafen auf den alten Mauern der Festung, um deren spitze Felsenklinge in der Tiefe das Meer spült. Eine Schar von Gefangenen kam über die Zugbrücke herab. Ihre schmutzigen gelben Kleider waren mit dunklen Streifen gefleckt wie das gelbe Fell der Spanen.

Die schmale Treppe hinauf, durch den Staubdunst der Jahrhunderte, kletterten wir auf die Spitze des Turmes. Die Sonne, schwach und müde geworden, stand schon tief über dem Meer. Vor uns, hinter dem blühenden Garten erhob die weiße Mosee Dschejar Paschas die silberne Nadel ihres Minarets. Und wieder sahen wir dahinter mit ihrer wilden Kühnheit über dem Meere geschwungen, die strahlende Klinge der Bucht, über die wir gekommen waren, im Abendlicht blitzen.

Jetzt trat ein Mollach vor uns auf das Minarett der Mosee. Er hielt eine rote Fahne in der Hand, streckte sie nach Osten, nach Westen, nach Norden, nach Süden aus und rief:

„Herbei zum Gebete! Der Abend naht. Gott ist groß, Gott ist groß, und Mohammed ist der Gesandte Gottes. Herbei zum Gebete!“

Es war das Zeichen, daß die Frauen und Kinder der Gläubigen in die Stadt zurückkehren sollten. Der Tag des Osterfestes der Christen war vorüber.

Wieder fiel mein Blick hinter ihm auf die helle Klinge des Weges, die langsam zu erblicken begann, und mir schien, daß sie so scharf war wie das geschwungene, von der sinkenden Sonne wie mit Blutsleden bedeckte Messer eines Henters, das wir mit seiner perlendbesetzten Schönheit uns an den Hals gelegt haben, um uns selber zu würgen.

Wie man im Mittelalter feierte.

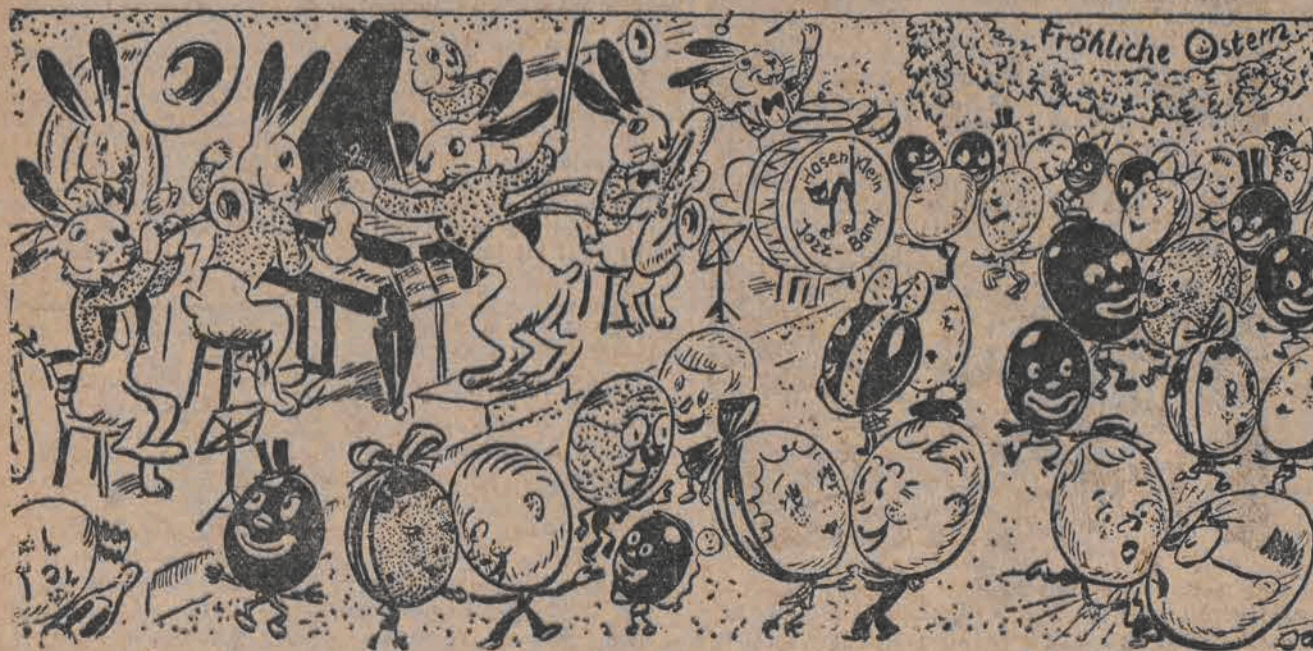
Wir sind gewohnt, das Musikdrama als ein Erzeugnis der letzten hundert Jahre anzusehen. Es gab jedoch bereits im Mittelalter eine Kunstform, die, aus der urwüchsigen Volkskraft erwachsen, echtes Volkseigentum war. Das Osterpiel, das älteste und wichtigste mittelalterliche Drama, kam schon in der Karolingerzeit — also vor etwa elfhundert Jahren — aus dem Orient nach Frankreich, von wo es sich rasch nach Deutschland verbreitete, um hier aus einem unheimlichen Kern zu wunderbarer Blüte zu erwachen. Dieser Kern war folgender: In der Ostersnacht wurde am sogenannten heiligen Grab ein kurzer Wechselgesang von zwei Halbchören mit verteilten Rollen (die der froh erscheinenden Maria und die der bang harrenden Jünger) vorgetragen, worauf ein Teufler die Szene abschloß. Bald stellte sich die erste Erweiterung ein: Der Weg vom und zum Grabe wurde mit einbezogen. Petrus und Johannes vollführten — dem naiven Sinn jener Zeit entsprechend — einen Wettlauf zum Grabe. Dieser sogenannte Apostellauf war bereits eine rein deutsche Zutat. Aus der einen Maria wurden ihrer drei, darunter die Maria Magdalena, welcher der auferstandene Weltheiland erscheint, weiß gekleidet, die Fahne in der Hand. Damit war die erste Solozene geschaffen. Den Abschluß bildete der von der gesamten Gemeinde angestimmte deutsche Gesang „Christ ist erstanden“, der heute noch in katholischen Ländern gesungen wird.

Wie durch den Apostellauf Bewegung in dieses Urdrama kam, so bot die Rolle der Magdalena Gelegenheit zur Entfaltung von realistischen und selbst komischen Ele-

menten: Die bekehrte große Sündenin kaufte am Wege zum Grabe, beim Krämer gesellen sich mit der Zeit Konkurrenten hinzu, und das Motiv der ungetreuen Frau wird mit derber Komik eingeführt. Nun kommen die feindseligen Mächte dazu: Judas, Pilatus und die Wächter. Diese, häufig als komische Prahlhähne dargestellt, können zwar die Auferstehung nicht verhindern, aber sie erhalten von Pilatus und den Juden Schweigegeld oder sie werden bestraft. Eine starke Erweiterung erfährt das Osterpiel durch die Anfügung der Höllenfahrtszene. Der auferstandene Christus klopft vor dem verschlossenen Höllentor an, öffnet es gewaltam und befreit die in der Hölle gefangenen Patriarchen. Diese symbolische Handlung gebiert neue Figuren für unser Drama: die hochtragische Luzifers, des gefallenen Engels und die Schar der ihm untergebenen Teufel, die das naturalistisch-groteske Element vertreten.

Mit der Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert tritt eine große Wandlung auf allen Kulturgebieten ein. Wir sind gewohnt, diese als den Uebergang vom romantischen Stil zur Gotik zu bezeichnen. Der Rahmen, den die Kirche für das Osterpiel bot, war durch den Szenenzuwachs zu eng geworden; aus den kirchlichen Osterfeiern wird das vollständige Osterpiel. Der lateinische Text wird von deutschen Texten durchsetzt; der eigentlichen Handlung wird eine Pantomime vorangestellt, die sich immer breiter ausläßt und schließlich die ganze biblische Geschichte, von der Schöpfung angefangen, enthält. Die Darstellerschaft wuchs auf dreihundert und mehr. Stadtweiser sorgen für die Zwischenaktmusiken dieser oft mehrere Tage dauernden Aufführungen, und das Interesse an dem Osterpiel zieht die Bewohner weit verstreuter Ortschaften in seinen Bann. Der Schauplatz wird ins Freie verlegt, meist auf der Marktplatz. Der Balkon des Rathauses stellt den Himmel mit Gottvater und den Engeln dar, die den Eingangstor singen. In der Nähe ist Golgatha angedeutet, wo die Apostel ihren Platz finden. Dem Himmel gegenüber ist die Hölle und in ihrer Nähe das Grab. Besonders eine Szene wurde in dieser Zeit mit großer Innigkeit und Tiefe behandelt: die Klage der Gottesmutter Maria vor dem Gekreuzigten. Der Text dieser Marienklage ist das seither vielfach komponierte „Stabat mater“.

Die Sinnenfreudigkeit des Osterpiels erregte schon lange vor der Reformation den Unwillen der Kirche, die gegen dieses „Teufelswerk“ lebhaft zu Felde zog. Als Luther die komischen und grotesken Szenen verbot, zog sich das Osterpiel immer mehr in die entlegenen Alpenländer zurück, nachdem es vorher über ganz Deutschland verbreitet gewesen war, und mit der Zeit verschwand es völlig. Einen letzten Ueberrest davon können wir noch in den Oberammergauer Passionsspielen erblicken, die jedoch mehr vom Jesuitendrama der Barockzeit beeinflusst sind, als vom alten Osterpiel.



Heute großer Ostereierball im Restaurant Hasenflein!

Eßt uns arme Osterier nicht alle auf einmal auf! Schickt uns zum Ostereierball! Wir wollen auch unser Ostervergnügen haben!

Ein Arbeiterhaushalt ohne „Lodzger Volkszeitung“, der wäre ohne Licht und Wärme!

Auferstanden

Eine Ostergeschichte

von Adolf Stark.



Sie begleitete den Arzt bis an die Haustür. Während sie die Treppen hinabstiegen und den Hausflur durchschritten, sprach keiner von ihnen ein Wort. Als aber der Doktor die Hand nach der Thürhinge ausstreckte und sich anschickte, mit kurzem Gruß das Haus zu verlassen, konnte sie die bange Spannung nicht länger ertragen.

Sie wollte sprechen, fragen; aber die aufsteigenden Tränen deckten ihre Worte.



Brüßend flog der Blick des alten Mannes über ihre Gestalt, anfangs streng und fast feindselig; aber bald nahm er eine weichere Färbung an, und die Stimme klang mitleidig und teilnahmsvoll, als er sagte:

„Mut, gnädige Frau! In solchen Augenblicken darf man den Kopf nicht verlieren. Glauben Sie mir, das Unglück hat mich selbst tief erschüttert. Aber schließlich ist der Fall bei aller Schwere nicht hoffnungslos. Eine Gehirnerschütterung liegt vor, das ist keine Frage — aber welchen Grades, das läßt sich vorläufig nicht sagen. Er kann gerade so gut nach ein paar Stunden aus seiner jetzigen Bewußtlosigkeit gesund und heil erwachen, als —“ Er suchte nach einem schonenden Ausdruck, fand ihn aber nicht. „Wer weiß, wozu es gut ist!“ fügte er hinzu; dann empfahl er sich.

Schleppenden Schrittes kletterte Frau Sophie die Treppe empor. Die letzten Worte des Arztes klangen ihr noch in den Ohren. War es nur eine tröstende Phrase gewesen oder eine Anspielung, eine versteckte Anklage?

Sie wollte nicht weiter darüber nachdenken. Rasch trat sie in das Krankenzimmer ein. Der Verunglückte lag noch immer, wie vorhin, regungslos, mit geschlossenen Augen in den Polstern. Die barmherzige Schwester neigte sich über ihn und legte ihm eine frische Kompresse auf die Stirn. Dann wandte sie sich um, und als sie den angstvoll fragenden Blick der jungen Frau auf sich geheftet sah, sagte sie mit sanfter, leiser Stimme: „Er hat sich noch nicht gerührt!“

Sophie setzte sich in einer Ecke des dunklen Zimmers — denn die kleine Lampe vermochte die Finsternis nicht zu zerstreuen, sie machte sie nur noch fühlbarer — auf einem Stuhl nieder und starrte zu dem Kranken hinüber, dessen blaßes Gesicht mit den weißen Polstern zu einem Ganzen zu verschwimmen schien. In der tiefen Stille hörte man die leisen Atemzüge des Verletzten.

Sophie fühlte, wie das Schweigen und das Dunkel sich wie ein Druck auf ihr Hirn niedersenkten, ein Druck, der nicht lähmend wirkt, sondern im Gegenteil die Ketten sprengt, die Türen öffnet, längst Vergangenes wieder befreit und in die Erinnerung zurückruft. Vergebens bemühte sie sich, die aufstauenden Gedanken zurückzudrängen; ihr Wille war machtlos, sie mußte denken — denken...

Wie lange war es her, daß sie den bleichen Mann dort kennengelernt hatte? Kaum drei Jahre. Ein Krankenzimmer war es, wie dieses hier; er stand als Arzt neben dem Bett, in dem ihre Mutter lag. Und dann kam er wieder, täglich, wochenlang. Sie erinnerte sich daran, wie sie von einem Tag zum anderen die Stunden gezählt hatte, bis er wieder erscheinen würde.

Und dann war der Tag gekommen, wo die Mutter die Hände der zwei jungen Leute ineinandergelegt hatte.

„Selbst glücklich“, hatte sie gesagt, „ich bin es auch.“

Vierzehn Tage später war sie verheiratet in seinen und ihren Armen, mit einem zufriedenen Lächeln auf den abgesehnten Jügen.

Dann kam die Brautzeit und das erste Jahr ihrer Ehe. Sophie bemühte sich, die seltsamen Erinnerungen an diese schönen Tage in ihr Gedächtnis zurückzurufen. Warum versagte es plötzlich?

Warum glitten ihre Gedanken rasch über diese Zeit hinweg bis zu einem Tage, wo der erste Streit sie mit ihm enizweit hatte?

Streit? Nicht doch — sie hatten sich ja nicht gestritten. Klar und scharf, als ob es gestern gewesen wäre, tauchten die Geschehnisse vor ihr auf.

Er war über Land gefahren; die Frau eines in der Nähe wohnenden Gutbesizers war schwer krank. Davon wurde auch bei der Frau Amtsrichter gesprochen, die sie an jenem Tage besucht hatte, und die Frau Apotheker hatte halb scherzend gesagt:

„Nehmen Sie Ihren Mann gut in acht, Frau Doktor! Die Baronin ist eine gefährliche Frau. Sie wissen doch, daß sie früher Schauspielerin war?“

„Oh, die Frau eines Arztes darf nicht eifersüchtig sein“, hatte sie erwidert.

Aber der Stachel der Eifersucht sah seit diesem Tage in ihrem Herzen.

Vielleicht hätte sie besser getan, offen zu ihrem Manne zu reden; aber sie scheute sich, weil sie wußte, daß ihr Gefühl lächerlich, underechtigt war. Und doch wurde sie es nicht los. Es peinigte sie bei Tag und Nacht; es verwandelte ihren Charakter, machte sie launisch und nervös, streitsüchtig und mürrisch.



Fritz hatte sie anfangs immer und immer wieder gefragt, was ihr fehle; aber sie hatte verstockt geschwiegen. Sie sah, wie er darunter litt. Sie machte sich Vorwürfe über ihr Betragen; sie sagte sich, daß gerade ein Arzt, der den ganzen Tag nur Glend und Trauer sieht, zu Hause ein fröhliches Heim braucht, das ihn aufheitert. Sie sagte auch immer, wenn er abwesend war, die besten Vorsätze; aber sie wurden nie zur Tat. Schließlich wurde er auch müde, zu fragen. Und so trat nach und nach

eine Entfremdung, eine Entfremdung zwischen ihnen ein. Warum denn nur? Sie hatte ihn doch so lieb und er sie auch. Es war, als ob ein böser Geist zwischen ihnen stände.

Die Krankheit der Baronin zog sich in die Länge. Fritz mußte täglich hinausfahren, durch Wochen und Monate. Endlich war die Kranke so weit wieder hergestellt, daß sie daran denken konnte, in einen südlichen Kurort zu reisen, um dort ihre Gesundheit vollständig wiederzuerlangen. Ihr Mann wagte die weite Fahrt nicht allein mit der kaum Genesenen zu unternehmen. Er bat Fritz, sie zu begleiten. Konnte er als Hausarzt dieses Verlangen ablehnen? Gewiß nicht! Das tat sie ja heute ein — aber damals...

Die sanfte Stimme der Krankenschwester unterbrach sie in ihren Betrachtungen.

„Wenn Sie es gestatten würden, gnädige Frau, so möchte ich mich gern für eine halbe Stunde entfernen. Nur in die nächste Kirche. — Morgen ist Ostern“, fügte sie erklärend noch hinzu.

Ostern! Das Fest der Freude! In ihren Ohren klang es wie ein Hohn.

Die Schwester war gegangen, nachdem sie dem Kranken noch einen neuen Umschlag gegeben hatte. Er lag noch immer regungslos da; es war auch nicht anzunehmen, daß er bald aus seiner Betäubung erwachen würde. Nun war sie allein mit ihm in der Krankenküche, mit ihm und ihren Gedanken.

Warum hatte sie damals nicht zu ihm gesagt: „Bleibe bei mir!“, als er ihr mitteilte, daß er die Baronin begleiten und auf acht Tage vom Hause fernbleiben werde? Vielleicht wartete er nur auf diese Worte, die ihr Herz ihm entgegenschrie. Freilich, ihr Mund redete ganz anders.

„Das kommt mir gerade sehr gelegen“, hatte sie kühl geantwortet, „ich wollte schon lange meine Freundin Marianne besuchen, die in Wien verheiratet ist.“ Und mit einem fremden, nichtsagenden Aug waren sie voneinander geschieden.

Und dann? Sie griff sich mit der Hand an die fiebernde Stirn.

Wie hatte sie es nur tun können? Wie hatte sie nur so lügen können? Denn es war nicht wahr, was sie ihm schrieb, als er zu Hause angekommen, sie dort nicht vorfand und sie brieflich aufforderte, zurückzukehren.

„Ich kann und will nicht zurückkehren“, hatte sie erwidert. „Ich habe die Freunde der Großstadt kennengelernt und will sie nicht mehr missen. Und da ich es nicht verlangen kann, daß Du um meinetwillen Deinen Beruf aufgibst, so wird es das Beste sein, wenn wir uns trennen.“

Warum hatte sie nur so geschwiegen, obgleich ihr Herz nach ihm schrie, mitten in dem Wirbel von Vergnügungen, in den sie sich stürzte, um sich zu betäuben, um zu vergessen?

Sie hatte gehofft, daß er kommen würde auf diesen Brief hin, daß er eine Aussprache herbeiführen würde, nach der sie sich so sehnte.

Aber er war nicht gekommen, er hatte auch nicht geantwortet — acht Tage — vierzehn Tage. Und heute...

Von einem plötzlichen, fürchterlichen Verdacht erfaßt, sprang sie auf. Wie, wenn es kein Zufall wäre, daß heute die Verheiratete mit ihm durchgegangen, ihn aus dem Wagen geschleudert hatten? Wenn es kein Zufall war, sondern Absicht? Wenn sie ihn in den Tod getrieben hatte?

Nur das nicht — o Gott, nur das nicht! Von wahnsinniger Angst ergriffen, stürzte sie zu dem Bett hin, erfaßte seine Hände, rief ihm stehend, schmeichelnd alle die Rosenamen zu, die sie ihm einst gegeben, in der schönen, glücklichen Zeit, da noch nichts zwischen ihnen stand.

War es Täuschung? War es Trug ihrer Sinne? Nein — nein, es war Wahrheit! Er bewegte sich, schlug die Augen auf. Der erste Blick streifte ihr Gesicht. Jetzt verklärte ein glückliches Lächeln seine Züge. Sie fühlte, wie er ihre Hände umklammerte; sie hörte, wie seine Lippen ihren Namen riefen, zärtlich und liebevoll wie einst.

Da wußte sie, daß sie ihn nicht verlieren würde, daß er ihr wiedergegeben sei und daß seine Macht ihn ihr fürder würde entreißen können — nicht der Tod und nicht das Leben.

Ein Summen und Singen hob an in der Luft; es schwoh und schwoh und wuchs zu mächtigen Glodenlösen. Osterglocken! Auferstehung!

Schluchzend barg sie ihr Haupt in den Kissen. Auch ihr Herz war heute auferstanden vom Jauerschlaf, der es starr und tot gemacht hatte, auferstanden zu neuem Leben, zu Liebe, zu Glück.

Robert Koch — ein Großer der Menschheit.

Vor fünfzig Jahren wurde der Tuberkulosebazillus entdeckt.

„Aus der Welt im Kleinen schiffst Du Deine Größe und erobertest den Erdbreis, der dankerfüllt Dir den Kranz der Unsterblichkeit reich.“

Inskription der Medaille, die Robert Koch von der Berliner Ärzteschrift gewidmet worden ist.

Am 24. März 1882 — vor fünfzig Jahren — hielt der deutsche Arzt Robert Koch einen Vortrag in der Berliner Physiologischen Gesellschaft. In seiner knappen und sachlichen Weise teilte er den Ärzten nicht mehr und nicht weniger mit, als daß die Tuberkulose, damals gewöhnlich Schwindsucht genannt, nicht, wie man bis dahin glaubte, eine chronische Ernährungskrankheit, eine reine Auszehrkrankeheit, vererbbar von Generation, sondern eine Infektionskrankheit sei, durch Ansteckung mit einem ganz bestimmten Bazillus hervorgerufen.

Nur ein halbes Jahr hatte der geniale Robert Koch dazu verwendet, um der Ursache der tuberkulösen Erkrankung auf die Spur zu kommen. Dieser wunderbare Beobachter, Denker und Experimentator, der schon als Knabe an den Algen und Infusorien der Pfützen und Tümpel herumstudiert, der später als kleiner Landarzt, ohne die Mittel und Apparate zur wissenschaftlichen Forschung zu besitzen, die Entstehung der Milzbrandepidemien erklärte, die Entwicklung der Wundinfektionskrankheiten durch den Nachweis ihrer verschiedenen bakteriellen Erreger verständlich zu machen vermochte, er war vor allem ein Genie im Auffinden neuer Untersuchungsmethoden. Er hatte Verfahren gefunden, um die Welt der Bakterien dem Forscherauge in bisher ungeahnter Weise sichtbar zu machen. Und so ist es ihm gelungen, der Seuchenbekämpfung die richtigen Wege zu weisen. Er fand die Krankheitskeime, die er suchte, erkannte die Bedingungen, unter denen diese Keime leben und auf den menschlichen Organismus übertragen werden, und wurde so der bahnbrechende Hygieniker, der die richtige Art der Verhütung von Epidemien mehr als irgend ein anderer Forscher zum Wohlfut der Menschheit gemacht hat. So hat er mit seinen Mitarbeitern den Erreger der Cholera gefunden und dann auf die Bedeutung guter Wasserleitungen und Abwasserbeseitigung für die Vermeidung von Choleraepidemien hingewiesen. Die Auffindung des Tuberkelbazillus in den Organen und Ausscheidungen kranker Menschen, die heute jedem Arzt mit gewissen Färbemethoden so leicht gelingen kann, war damals in Wahrheit ein ungeheuer schwieriges Problem. Als Koch die Entdeckung gelang, als damit die Verbreitungsart der Tuberkulose erklärt war, da war nicht nur der Name des Entdeckers in aller Munde, da hoffte man auch in der ganzen Welt, daß nun die Tuberkulose verhütet und geheilt werden könne. Die Hoffnung wuchs zu freudiger Gewißheit, als Koch, der bisher immer durchgeführt hatte, was er versprochen, davon Mitteilung machte, daß er aus seinen Tuberkelbazillen nun auch einen Stoff gewonnen habe, mit dem man die Tuberkulose mit Sicherheit auch in unklaren Krankheitsfällen diagnostizieren und mit dem man die Krankheit heilen könne.

Das Tuberkulin, so nannte Koch diesen Stoff, hat nicht gehalten, was der Meister sich und der Menschheit davon versprochen. Wohl ist auch heute noch das Tuberkulin ein wertvolles Mittel zur Behandlung der Tuberkulose in leichteren Stadien, aber es ist nicht mehr als eine Unterstützung der Behandlung. Wohl ist die Tuberkulose heilbar, aber je nach Art und Schwere des Falles muß eine ganze Reihe von Behandlungsmethoden zusammenwirken, damit das Leiden eingedämmt, die Widerstandskraft des Organismus bis zur Beherrschung der Krankheit gesteigert werden kann. Dabei wird auch das Tuberkulin verwendet, das sichere Heilmittel ist es nicht geworden.

Dennoch ist die Tuberkulosesterblichkeit in diesen fünfzig Jahren seit Kochs Entdeckung ganz gewaltig zurückgegangen. Wir haben zielbewußte Tuberkulosebekämpfung gelernt, weil wir nach der Entdeckung des Bazillus erfahren haben, unter welchen Bedingungen sich diese Krankheit unter den Menschen verbreitet, und weil wir diese Bedingungen der tuberkulösen Durchseuchung nicht unerheblich beeinflussen haben. Das Wissen von der Übertragbarkeit der Tuberkulose hat uns gelehrt, Gesunde vor Kranken zu schützen, Kranke auf ihre Ansteckungsfähigkeit zu kontrollieren. Das Tuberkulin gab uns die Möglichkeit, das Leiden in den frühesten Anfangsstadien zu erkennen und zu behandeln. Aber all dies hätte

nicht hingereicht, den Rückgang der Tuberkulosesterblichkeit um weit mehr als die Hälfte zustande zu bringen. Das Tuberkuloseproblem hat sich vielmehr in hohem Maße als ein gesundheitspolitisches Problem entpuppt. Wir haben erkannt, wie sehr die Widerstandsfähigkeit gegenüber dem Tuberkulosegift von der Ernährung und von den Wohnungsverhältnissen abhängig ist. Der Aufstieg der breiten Massen war so die Voraussetzung dafür, daß der Fortschritt der Hygiene zur Wirkung gelangen konnte.

Wir haben fast resigniert in dem Glauben, daß es ein sicheres Heilmittel der Tuberkulose gibt. Aber wir haben dafür die Überzeugung gewonnen, daß es in der Hand der Menschheit liegt, durch soziale Vernunft der Seuche Herr zu werden. Man kann wohl sagen, daß gerade in Wien besser als irgendwo sonst der Beweis dafür gebracht wurde, daß durch hygienisches Wissen und soziale Vernunft aus einer weltberühmten Tuberkulosestadt eine Stadt des weltberühmten Tuberkulosesterblichkeitsrückgangs werden kann. Wenn sich ein gut organisiertes Fürsorgewesen eifrig bemüht, die ansteckenden Krankheiten aufzufinden, die Gesunden vor ihnen zu schützen, die Kranken zu heilen, wenn die Lebensbedingungen und vor allem die Wohnungsverhältnisse der Massen durch die Verwaltung einer Gemeinde in solchem Maße verbessert werden, wie das im Wien der Nachkriegszeit geschehen ist, dann hat man eben hier die gesundheitspolitischen Wege beschritten, auf denen die große Entdeckung Robert Kochs bis zum völligen Siege über die Tuberkulose wird ausgenützt werden können. Dr. Paul Stein.

Joseph Haydn

Zu seinem 200. Geburtstag am 1. April.

Schon seit Wochen weist der Rundfunk auf den Mann hin, der vor 200 Jahren, am 1. April 1732, dem deutschen Volk, ja der ganzen Kulturmenscheit geschenkt worden ist. Dem Sänger ist sein Name geläufig von seinen großen Chorwerken her, der „Schöpfung“ und den „Jahreszeiten“. Aber noch bedeutender ist er für die Entwicklung der Instrumentalmusik gewesen. Er gehört zu dem klassischen Dreigestirn: Beethoven, Mozart und Haydn.

Die Nachfolger haben Haydn ein wenig verdunkelt. Er mußte die undankbare Rolle des „Vorläufers“ spielen. Alle, die ihn kannten, rühmten seine ungewöhnliche Bescheidenheit. Aber diese Tugend, gepaart mit einem stark betonten Kirchenglauben, ist zu erklären aus seiner Herkunft, der Vernachlässigung seiner Allgemeinbildung und seiner unwürdigen sozialen Lage, in der er sich bis fast zu seinem 60. Jahre befand. Auf dem österreichischen Kleinbauern, der in Rohrau an der Leitha, nahe der ungarischen Grenze, sein Vater war, lastete der ungeheure Druck der Leibeigenschaft. In einer elenden Lehmschütte betrieb er das Wagnerhandwerk und war nicht imstande, seinen sechs Kindern, die von zwölfen am Leben blieben, eine auch nur einigermaßen zureichende Erziehung zu gewähren. Die Mutter hätte den Jungen gern in ein Konvikt gesteckt, wo er unentgeltlich zum Priester erzogen worden wäre. Aber

ein Verwandter in dem benachbarten Gelnburg, ein Schulmeister, entdeckte die musikalische Begabung, vor allem die ungewöhnlich schöne Stimme des Kindes und nahm ihn mit fünf Jahren in sein Haus.

„Was ich bin, ist alles ein Werk der dringendsten Not“, hat der Meister später bekannt. Um seinen Unterricht kümmerte sich der Herr Lehrer überhaupt nicht — es genügte, wenn er ihn im Kirchenchor und im Orchester verwenden konnte. „Ich bekam mehr Prügel als zu essen“, erzählte er. Das wurde kaum besser, als ihn der 1. und 1. Hofkapellmeister Reutter mit sich nach Wien nahm in das „Kapellhaus“ der Stefanskirche. In den zehn Jahren bis zu seiner Entlassung wegen Stimmbruchs hat er ein wenig Lesen, Rechnen, Schreiben, Latein und sehr viel Religion gelernt, aber noch nicht einmal einen ordentlichen Musikunterricht genossen. Haydn ist recht eigentlich Autodidakt gewesen. Noch mit achtzehn Jahren hat man ihn geprüft. Dann, als er stimmlich nicht mehr zu gebrauchen war und sogar die Kaiserin Maria Theresia merkte, daß er „kränkte“, warf man ihn hinaus.

Nun ging die Not erst recht an. Ein mitleidiger Kollege las ihn von der Straße auf und brachte ihn in einer Dachkammer, in die es regnete und schneite, elend genug unter. Mit Singen und Musizieren auf den Gassen, wie das damals sehr gebräuchlich war, hat er sich kümmerlich ernährt. Der italienische Gesanglehrer Porpora verwendete ihn als Klavierbegleiter und Kammerdiener: er hatte die Ehre, dem „Maestro“ die Stiefel zu putzen. Endlich, als er schon seine erste komische Oper komponiert hatte, stellte ihn der böhmische Graf Morzin als „Kapellmeister“ an, und nach ihm der ungarische Graf Fürst Esterhazy. Vier Angehörigen dieses Hauses hat er — man kann wohl sagen als musikalischer Kammerdiener — aufgewartet. So spielte sich sein Leben anstatt in der Hauptstadt in den fürstlichen Schlössern Eisenstadt und Esterhazy ab, ewig gedrückt, ewig abhängig, mit ein paar hundert Gulden Gehalt.

Das Erstaunliche ist, wie er aus der Not eine Tugend machte, für seine kleine Kapelle seine unsterblichen 83 Streichquartette und weit über 100 Sinfonien schuf und den Grund legte für das Schaffen seines Schülers Beethoven. Er hat in die verropfte und verkünstelte höfische Musik des Rokoko einen ganz neuen, natürlichen, mit Humor durchtränkten Ton hineingebracht, der bezeichnenderweise in dem bürgerlichen England früher gewürdigt wurde als in seiner österreichischen Heimat. So war er in seiner Art ein Vorkämpfer der bürgerlichen Befreiung, ein unbewußter Revolutionär „von unten auf“. Mit Ehrungen und Geld überschüttet — nur leider zu spät! — ist er hochbetagt im Jahre 1809 in Wien gestorben.

Mozart nannte ihn zumeist „Papa Haydn“, dem ein Unterton der Geringschätzung anzuhängen scheint, aber die späte Erkennung der Größe Haydns liegt begründet in seiner unwürdigen sozialen Lage, in der er sich bis zu seinem 60. Lebensjahre befand. H. S.

Wie lang kann eine Hängebrücke sein?

Als größte Hängebrücke der Welt galt die George Washington-Brücke in Newyork mit einer Spannweite von 1050 Meter, sie wird von der Goldenen Pforte-Brücke in San-Francisco überflügelt werden, deren Spannweite 1200 Meter betragen wird, diese wird ihrerseits hinter der Narrows-Brücke bei Newyork, die mit einer Spannweite von rund anderthalb Kilometer projektiert ist, zurücktreten. Technisch möglich ist der Bau von Hängebrücken mit 3000 Meter Spannweite, die theoretisch größte Spannweite liegt bei 1500 Meter, denn bei dieser Länge reißt ein Draht auch aus zähstem Stahl unter seiner eigenen Last.



Wallfahrt zu Goethes Grabstätte.

Die mit unzähligen Kränzen geschmückte Grabstätte des großen Dichters in der Fürstengruft in Weimar war am 22. März das Ziel vieler Tausender.

Humor.

Geschäftsführung ohne Auftrag.

„Um Himmel willen“, schrie die Hausfrau und wurde bleich. „Danz, du schreckliches Kind, wie kannst du nur so mit deinem Hammer die unerlegliche Ming-Wase zerlegen?“

„Ich wollte doch nur Pappi die Arbeit abnehmen. Pappi? Die Wase?“

„Ja, Pappi. Ich sah, wie er heute morgen davortand, sie antippte und sagte: „Ja, die kommt jetzt auch unter den Hammer.““

Im Restaurant.

„Berzählen Sie, mein Herr, sind Sie Doktor Schwarz aus Warschau?“

„Nein, wiejo kommen Sie darauf?“

„Weil ich Doktor Schwarz bin und Sie meinen Schirm forttragen.“

Mobebetriebe.

„Da lese ich eben, daß man die Kleider jetzt länger trägt.“

„Da kannst du ja das vorjährige Kleid noch ein paar Monate lang tragen, Diewe.“

Im Holzwood.

Der erste Star: „Ich glaube nicht, daß mehr als eine Eye unter zehn glücklich ist.“

Der zweite Star: „Vielleicht hast du recht. Ich war erst siebenmal verheiratet.“

Esle tut not.

Die Tür des Wirtshauses wurde aufgerissen und ein ängstlich dem Wirt zu, „bevor der Skandal losgeht!“ Der erbaunte Wirt schenkte ihm ein großes Glas ein.

„Nun, was ist denn das für ein Skandal?“ fragte er, als der Mann das Glas mit einem Zug leerte.

Der andere legte das Glas auf den Schanztisch. „Geld hab ich nicht“, sagte er einfach.

Der kleine Damentisch.

Der Kommis: „Welches ist denn Ihre Größe, gnädige Frau?“

Die Dame: „Nummer 36, aber ich glaube, 37 wäre etwas bequemer!“

Der Kommis: „Ja, und 38 würde richtig passen.“

Ganz verneshm.

Der Herr (beim Schirmeinkauf): „Ich lese voraus, daß der Schirm leicht zu öffnen ist?“

Der Verkäufer: „Leicht zu öffnen? Nein! Die Herrschaften, die einen solchen Schirm kaufen könnten, pflegen an Tagi zu nehmen, wenn es regnet.“

Die Gastankündigung.

Vor dem Gericht steht ein raffiniertester Dieb, der zahlreiche Hotels heimgesucht hatte. Er pflegte nachts in die Gästezimmer einzuschleichen und die Opfer mit Aether zu betäuben. Großer Zeugenaufrmarsch. Unter den vielen Beschuldigten ist auch eine junge Witwe. Aus der Vernehmung geht hervor, daß sie noch nach war, als ihr der Dieb ein atbergetränktes Tuch über den Kopf geworfen hatte.

„Eines vertrete ich nicht“, jagte der Richter, „der Angeklagte kam durch die Tür, sie sahen, wie er sich ihrem

Wette näherste, sie hatten also genügend Zeit gehabt, um Hilfe zu rufen. Warum haben Sie das nicht getan?“

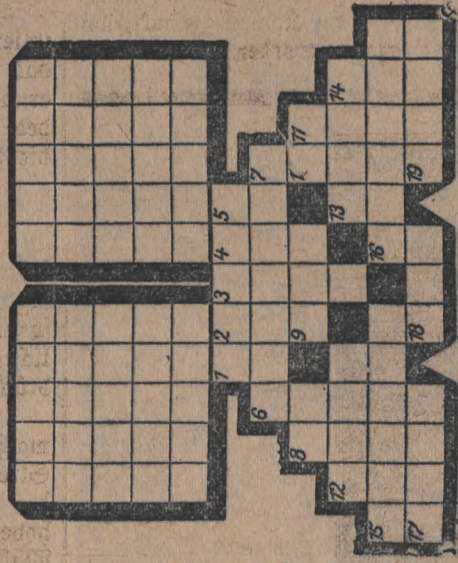
„Ich glaube, der Mann habe reelle Hoffnungen.“

Chajm erscheint vor dem Rabbiner

von Sporkow und kündigt ihm seine beabsichtigte Trauung an. Gleichzeitig bittet er ihn jedoch um Kreditierung der Trauungskosten, da er momentan nicht in der Lage sei, die entstehenden Gebühren sofort zu erledigen. Mit innigstem Dank werde er längstens binnen Jahresfrist seine Schuld bezahlen. Der ehrwürdige Rabbi schüttelt sein großes Haupt, freudig bedächtig seinen Schmeicheleien Wart und meint nach längerem Nachdenken: „Chajm — ich traue' weder dir noch dich!“

Rätsellede.

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten: Magisches Quadrat links oben: Verkauf auf freiem Plage, Reitbohn, Wüchergelch, Fünd, Silbermünze. Magisches Quadrat rechts: Falscher Schriftgelehrter, Nebenfluß der Weser, Kleidungsstück, Haushaltsgegenstand, weißl. Vornam. Kreuzworträtsel von links nach rechts: 1 Wühreneitung, 6 Japan. Bierpflanze, 8 Feldmaß (Würgung), 9 Stadt an der Donau, 10 Präposition, 12 Bild, 13 Liebesgott, 15 Element, 16 Verthümer preuß. Reitergeneral, 17 Reihier Nebenfluß der Seine, 18 Starker Strich, 19 Segelstange. Von oben nach unten: 2 Straußartiger Vogel, 3 Zahlungsmittel, 4 Fluß in Thüringen, 5 Nahrungsmittel, 6 Behälter für Geld, 7 Gefäß, 8 Gegenstand von Liebe, 11 Bezeichnung für Rechnung, 12 Raubfisch des Meeres, 13 Hauttier, 14 Bild, 16 Präposition.

Auflösung der Aufgaben vom vorigen Sonntag.

Kreuzworträtsel.



VOLK UND ZEIT

ILLUSTRIERTE SONNTAGSBEILAGE DER „LODZER VOLKSZEITUNG“

Nr. 13 (86)

Sonnabend, den 26. März 1932

10. Jahrgang

Der Weltreisende

Von S. S. Magog.

Als Herr Compzet, Kanzleibeamter der Präsektur, an diesem Nachmittage das Speisezimmer der Damen Comelles betrat, hatte er gleich das Gefühl, daß seine ege-lichen Hoffnungen von einer Katastrophe bedroht waren.

Er betrachtete Frau Comelles schon als seine Schwie-germutter, denn ihre Tochter, die japanische Köchlerin, war ihm des Heiratens wert erschienen. Aber heute sah er zu lei-nem Staunen zwischen den beiden einen ihm fremden März-nerkopf. Und Herr Compzet wußte gleich, woran er war.

„Herr Bernois, ein Jugendfreund Bölesines“, stellte Frau Comelles den Unbekannten vor. „Nach jahrelanger Abwesenheit hat er uns heute mit seinem Besuch über-rascht.“

„Er hat eine Reise um die Welt gemacht“, fügte Bö-lesine hinzu, wobei ihr anmutiges Gesicht vor Bewunder-ung strahlte.

„Er kommt eben direkt aus China“, erklärte die Mut-ter. „Und sein erster Besuch hat uns gegolten.“

„Ja, um dieses reizende Service zu schenken, das er eigens für uns von dort drüben mitgebracht hat.“

Von dort drüben... Diese einfachen Worte lasteten auf Herrn Compzet wie ein Bleigewicht, auf ihn, der noch nie seine Vaterstadt verlassen hatte und der sich einbildete, daß eine Weltreise einen außerordentlichen, großen Mit-erfolg bedeute. Ganz sicher auch, daß ihm hier ein Rivale ge-genüber stand, der heimgelohret war, um ihm das Herz Bö-lesines freitig zu machen. Der Kampf war ungleich, der Ausgang schon von vornherein gewiß. Konnte es denn Herr Compzet mit einem Mann aufnehmen, der aus China gekommen und dem es gelungen war, ein ganzes Porzellan-ervice vollkommen intakt herüberzubringen?

Schon warf er einen Blick auf diesen Helden, der ohne Zweifel Opium geraucht und Schwelbennester gegessen hatte.

Die geographischen Kenntnisse Herrn Compzet waren eben dieser Art: er konnte sich die verschiedenen Länder nur so vorstellen, daß er sich deren charakteristische Merkmale



Erde — werde!
Schnitt von H. Pfahler u. Dillgraver

vor Augen hielt. So wie der Spieß und der Schwert
bedeutend für ihn die Schokolade Alt-Englands, die
ten, so wie der Saft und der Pfeffer und die ph
tamen Mehl, so stelle er sich vor, daß Schokolade
Sinnem bedient sei und nicht von Mehl, die durch
mog Boyer hätten.

Dieser Derris hatte das alles gesehen, brachte von
allem das richtige Bild mit. Der Komplot bekannte ihn
nicht weniger als Goleff und ihre Mutter es haten, und
seine Gefinnungslage wurde mit jedem Augenblick
größer.

„Der hat es nötig, zurückzukommen“, ging es ihm
durch den Kopf.
„Goleff hat nur noch Augen für ihn. Sicher wird
sie mir sofort den Raub geben.“

Von solchen Gedanken verfolgt, konnte er nur mit
Mühe in die Begeisterung eintreten, mit der Mutter und
Dochter das erotische Gespräch freuten.

„Mir wollen es gut sein“, erklärte Goleff,
„wir werden das Kaffee trinken.“

„Ich wohl den legen hier“, dachte traurig der Beamte.
„Das ist es aber nicht“, er sagte sich gedanklich einer
dieser garten Kaffee gegenüber, und, obwohl er nicht Ken
ner war, prüfte er schon aus Goleffs die lebhaften Bewe
gen des Mundes, das dem Spiel eines schneidenden Meilers
einhandelte. Und einen Seufzer konnte er dabei nicht unter
drücken.

„Das kommt aus China!... Aus China... Me
wird Goleff meine Blumen besichtigen, die auf dem Markt
gekauft sind, und die Schokolade, die ich ihr aus der neuen
Konditorei bringe.“

Auf das Ding der Dame hin begann nun Der
nois mit der Erzählung seiner Reise, die, wie ja nicht
andere denkbar, sehr reich an abenteuerlichen Erlebnissen
war. Mutter und Tochter hingen bezaubert an seiner
Klippen, und ihre feurigen Blicke schweiften ihm förmlich
auf, seiner Erzählung noch freudigeren Ausdruck zu geben.

„Ich habe Schwere mitgemacht“, sagte er, indem er
mit der Hand eine Bewegung gegen die Brust tat, die aller
dings nicht viel von den überhandnehmenden Seiten ergab.
„Die Seefahrt... der Aufenthalt bei den Sibirien...“
und dann dieses schaurige Essen in den Tropen... Mari
Magen ist schon ganz aus der Ordnung... Seht, wie die
ich eben eine Pflege brauchen, um mich zu erholen. Was
mit feht, ist ein gemittliches Seim und eine Frau, die
immer um mich wäre...“

Bei diesen Worten warf er einen so feurigen Blick auf
Goleff, daß diese erröte. Der Komplot sah wie auf
glühenden Köpfen.

„Mein Leben ist verpackt“, mußte er sich sagen. „Nach
ich habe reden sollen. Seht, wie ich jetzt sein und
könnte noch mehr gebracht haben als ein gewöhnliches
Kaffeebohne. Ich hätte ein komplettes Speisekammer für
zwei Personen gebracht.“

Sehr war dieser Stroh nur ein Strahl, wäh
rend das Gewebe in seiner ganzen Herrlichkeit bestand.
Man schickte man sich an, Kaffee daraus zu trinken. Der
Komplot würde wohl nichts übrig bleiben, als schon still
zu sitzen und sich dann geduldig und besetzt zurückzugeben.

„Gut, Sie Ihren Kaffee“, bei Goleff mit weicher
Stimme.
Natürlich war es Derris, zu dem sie sprach: das
war auch recht, denn schließlich war er ja der Sender, und
so gehörte ihm die erste Tasse.

Mit einer geheimen Mut ergreift Der Komplot die
Tasse und geht den Inhalt hinunter, unbeschwert davon,
daß er sich die Gänge verstopfte. Dann wollte er die
Tasse wieder hinsetzen. Man kam aber die Kaffeebohne.
Das kostbare Gorgellangetz entzündete seinen Ringern
und fiel zu Boden, wo es geräuch.

Drei Aufstöße des Schreckens und der Bewachung
hundert in der gleichen Sekunde laut. Der Mann, der
aus China gekommen war, sah von dort nur wenig ph
sophysie und noch weniger Wissenschaft mitgebracht zu haben,
dann er sah den Schnitzern wie ein gewaltiger Tiger an:
„Ma, hören Sie!... Da muß man aber schon nicht
sich ungeschick sein, um nicht eine Tasse in der Hand halten
zu können... Das Gewebe ist uns verborgen... ein
Gewebe, mit dem ich von jetzt her so vorzüglich unger
gangen bin und das vielleicht das einzige in der Welt ist.“

„Mehr Gott!“, sammelten die Damen Comelles.
Der Komplot, ganz rot und aufgeregt, war am Hies
fen in den Boden geknien. Er bemühte sich, sein Miß
geschick zu entschuldigen.

„Ich bin wirklich ganz verzeihlich.“ — Ich werde die
Tasse erheben, wenn sie es erlauben“, flüster er.
„Sie werden wohl nach jetzt schon, um die dort
zu bestehen?“ warf Goleff mit böshafter Stimme ein.
„Schon!“, hatte sich Der Komplot gebückt, um die
Scherven zusammenzufassen: er brachte sie hin und her
und trachtete die aneinanderzufügen.

„Schon!“, hatte sich Der Komplot gebückt, um die
Scherven zusammenzufügen: er brachte sie hin und her
und trachtete die aneinanderzufügen.
„Schon!“, hatte sich Der Komplot gebückt, um die
Scherven zusammenzufügen: er brachte sie hin und her
und trachtete die aneinanderzufügen.

„Schon!“, hatte sich Der Komplot gebückt, um die
Scherven zusammenzufügen: er brachte sie hin und her
und trachtete die aneinanderzufügen.

„Schon!“, hatte sich Der Komplot gebückt, um die
Scherven zusammenzufügen: er brachte sie hin und her
und trachtete die aneinanderzufügen.

„Schon!“, hatte sich Der Komplot gebückt, um die
Scherven zusammenzufügen: er brachte sie hin und her
und trachtete die aneinanderzufügen.

„Schon!“, hatte sich Der Komplot gebückt, um die
Scherven zusammenzufügen: er brachte sie hin und her
und trachtete die aneinanderzufügen.

Das Universum wird größer.

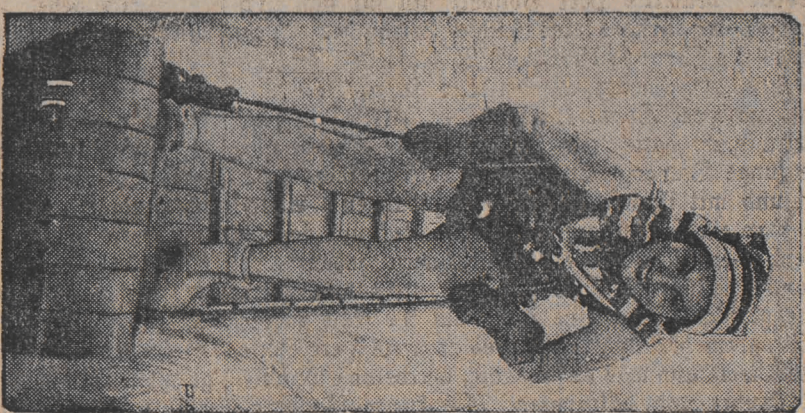
Die uns bekannte Ausdehnung des Weltalls ist zum
20 Mill. Lichtjahre erweitert worden durch die Entdeckung
anderer Spiralnebel, deren Entfernung größer ist als jede
bisher beobachtete. Diese Entdeckung ist mit dem hundert
fachen Verrohr der Mount-Wilson- Sternkarte in Galaxi
formen gelungen. Es wird gemeldet, daß die Nebel sich
mit einer Schnelligkeit von 24 000 Kilometern in der See
hinbe fortbewegen; das ist die größte Schnelligkeit, die bis
her beobachtet worden ist. Die neuen Spiralnebel sind 135
Millionen Lichtjahre entfernt, nähern sich also bereits fast
der Reichweite von 150 Millionen Lichtjahren, die das
Fernrohr überhaupt besitzt. Wenn dieses bisher größte
Fernrohr durch das der Vollendung entgegengehende zwei
hundertfältige Fernrohr ersetzt werden würde, dann
daß man noch eine viel gewaltigere Ausdehnung des Unive
rsums erwarten.

Ungefähr 200 Jäten

gibt es nach der Schätzung der Sachleute in den polnischen
Osternparten. Davon leben etwa 70 in familiären Gruppen.
Der Rest haust in Wäldern, die sich in Privatbesitz befin
den.

Das höchste Haus Europas

wird in Marokko von einer englischen Gesellschaft errichtet.
Von den 18 Stockwerken, die das Gebäude haben wird,
sind 2 unterirdische aus Beton, die restlichen 16 werden
eine Eisenkonstruktion besitzen. Das Gewicht der Eisen
konstruktion beträgt 16 Tonnen.



Ein weiterer Sportlerin. Sie ruht
im Radeisium.

Den links: Wer macht's nach? Mi
gleber eines steiner Sportlins innehmen sich
im Radeisium auf dem Gise — bei den Plur
gen eines steiner Malgers.

Mitte: Die europameritfähigkeit im Eis
haken. Die schneidende Meereskühlungsman
schaft im Eisboden hat in Berlin die Europa
meisterschaft errungen.

Unten links: Ein schönes Bild — aber
schwere Arbeit. „Arbeitslose Frauen“, eine
photonographische Studie die Frauen bei schone
rer und gefährlicher Schweißarbeit zeigt.



Den Ehegatten ins Gesicht gespannt. Den
stehender Darstellung wurde auf der Sitzung in
Reifen füllgeheimen „Grünen Besch.“
gezeigt.

Ein Bettler bekämpft Europa

China erbt fünf Millionen Lire von einem Deutschen.

Vor kurzem ging durch die Presse der ganzen Welt die Nachricht, daß in Brigen (Südtirol) ein Bettler dem chinesischen Volk zur Bekämpfung Europas fünf Millionen Lire vermacht habe. Die Nachricht wurde zuerst als eine Erfindung angesehen, sie hat sich aber als wahr herausgestellt und um diese Millionenerbschaft ist bereits ein Prozeß entbrannt. Wir bringen im folgenden den ersten ausführlichen Bericht aus Brigen, der in das Geheimnis des Bettlers hineinleuchtet.

Die Hauptperson des abenteuerlichen Vorfalles ist ein Bettler. Er kam im Frühjahr des Jahres 1931 nach Brigen, ein armer, alter, zerklümpelter Mensch, der weniger Neugierde als Erbarmen erweckte. Er lebte kümmerlich in einer möblierten Kammer, kochte selbst, nährte sich nur von Kartoffeln, Brot und Milch, sammelte das Holz am Wege, um Feuer machen zu können, ging nie aus, kannte keinen Menschen, kümmernte sich um niemand, sprach mit keinem; sein einziger Weg war der Gang zum Kaufmann, bei dem er Kartoffeln holte und Milch, die er in einer alten Konservenbüchse nach Hause trug. Was konnten sich hinter einem so lärglichen Dasein für Geheimnisse verbergen? Es schien nichts als ein Opfer der Not zu sein, dem die Sorglosigkeit des Alters verwehrt ist.

Das Testament eines Unterernährten.

Aber mit einemmal wurde dieses Bettlerleben zur Sensation — im selben Augenblick, als es verlosch. Man sah den Alten in seinem Zimmer liegen, auf dem Boden hingestreckt. Der Arzt hatte nichts mehr zu tun, als den Totenschein auszustellen. Der Alte war einem Herzschlag erlegen. Seine Lebensführung mochte dazu beigetragen haben — er war unterernährt, mangelhaft bekleidet, und scheute offenbar die Kosten, einen Arzt zu fragen. Der Leichenbestatter war sicher, daß er der Gemeinde die Kosten aufrechnen müsse, suchte aber doch pflichtschuldigst zwischen den alten Lumpen. Er fand einen alten verschlossenen Koffer. Drinnen lag ein größerer Barbetrag, einige hundert Lire. Der erkrankte Leichenbestatter holte einen Beamten, der mit höchst ungläubiger Miene in dem verkommenen Wohnraum erschien und aus dem Koffer unter den alten Fußlappen und zerschissenen Mitteln ein Vermögen zutage förderte.

Ausländische Wertpapiere aller Art, Tresorschlüssel zu verschiedenen Banken in verschiedenen europäischen Großstädten, Bankabrechnungen in verschiedenen Sprachen und Valuten, aus denen deutlich hervorging, daß der Verstorbene in mehreren Großbanken Konti hatte. Coupons von Aktien, allerlei merkwürdige, in verschiedenen Sprachen geführte Korrespondenzen, seltsame Ausweise und Legitimationen — und ganz zu unters in dem unsäglich schätzbaren Koffer lag ein Paket mit Goldstücken. Mark, Lire, Franken, Pfunde — ein recht stattlicher Betrag. Der Notar hatte tagelang zu arbeiten, um auf Grund der Bankauszüge und Papiere auszurechnen, wie groß das Vermögen des Verstorbenen eigentlich war. Man kam auf die ungefähre Summe von fünf Millionen Lire — ohne den Inhalt der Tresors, den man ja nicht kannte.

Das Ungewöhnliche der Geschichte beginnt erst jetzt: Man fand in dem Koffer des geheimnisvollen Mannes auch drei Testamente; das letzte war vier Wochen vor seinem Tode geschrieben und setzte die beiden vorhergehenden

ausdrücklich außer Kraft. Nach den vorhergehenden sollte das Vermögen zum größten Teil seinen Erben zufallen, die indessen nicht namentlich genannt waren. Im letzten Testament aber stand klar und deutlich zu lesen:

Mein letzter Wille.

Ich Endesunterzeichneter Heinrich Basse, geboren 1850 in Bonn am Rhein, verfüge hiermit, daß mein ganzes Vermögen — das heißt, alles, was ich besitze, beziehungsweise noch besitzen werde — zu vollem und unbeschränktem Eigentum dem chinesischen Volk in Ostasien beziehungsweise der Regierung desselben zufallen soll, mit dem Wunsche, daß es zur Bekämpfung der europäischen Rasse Verwendung finden möge.

Neben einigen anderen kleinen Wünschen ist noch die Bitte ausgesprochen, den Leichnam in seine Heimatstadt, nach Bonn am Rhein, zu überführen. Am Schluß heißt es: „Bei Bewußtsein und klarem Verstand selbst geschrieben und unterzeichnet — Heinrich Basse.“

Minister Tsiang Tsofoo erscheint.

Die mißtrauischen Südtiroler Bauern schüttelten die Köpfe; sie wollten es nicht glauben, daß es so etwas gäbe. Gerüchte schwirrten hin und her, Vermutungen wurden laut — aber man erfuhr nichts Näheres.

Der Notar Dr. Lachmüller, der die Erbschaft festgestellt hatte, hüllte sich in Schweigen, die Behörden verweigerten jede Auskunft — und so kam es, daß die rätselhafte Geschichte nicht über die deutsche Grenze drang, sie blieb geheim und wurde manchenorts sogar schon als unglaubwürdig verworfen, trotz der Bezeugungen der Zimmervermieterin und des Bestattungsmeysters, die die Schätze mit eigenen Augen gesehen hatten.

Da trafen vor acht Tagen drei seltsame fremdländische Gäste im Hotel Grefstor ein, mit verschlossenen mongolischen Gesichtern und feierlichen Gehröden.

Sie trugen sich ein als Tsiang Tsofoo, bevollmächtigter Minister und derzeitiger Gesandter der Republik China in Rom, Tschou Pin, Legationssekretär bei der chinesischen Gesandtschaft, und Signore Januzzi, chinesischer Generalkonsul in Bogen.

Die drei Herren hielten sich mehrere Tage auf, nahmen vom Notar die Erbberechtigung in Empfang und gingen in das arme, dunkle Zimmer, in dem Basse gelebt hat und das inzwischen versiegelt worden war. Sie sichten in stundenlangender Arbeit das Material, packten alle Wertpapiere, Bankausweise, Korrespondenzen, das Bargeld und die Geldstücke, die Legitimationen und Tresorschlüssel sorgsam ein. Nur die Kleider — schmutz- und löcherstarrende Lumpen — sowie den alten Koffer ließen sie der Wirtin als „Geschenk“. Alles übrige trugen sie, wie das Testament es ihnen gestattete, vergnügt davon.

Sie begaben sich dann auf den Friedhof, legten auf das einfache, schmucklose Reihengrab einen künstlichen Kranz und ein Nelkensträußchen nieder, versprachen, für die Ueberführung des Leichnams nach Bonn zu sorgen, und reisten ab.

Beim Anwalt Europas.

Wie kommt ein Mann, der ärmer als ein Bettler lebte, zu so viel Geld? Welchen Beruf hatte er? Warum vermachte er sein Vermögen dem chinesischen Volk? Mit diesen Gedanken beschäftigte ich mich, als ich die Kanzlei des

Rechtsanwalts Dr. Wilhelm Lachmüller betrete. Der Rechtsanwalt, der Sohn des Notars, ist durch den seltsamen Fall Basse sozusagen der Anwalt Europas geworden. Er bemüht sich, wie er mir erklärt, das rätselhafteste Testament des Einundachtzigjährigen anzusehen. Was dadurch doppelt schwer wird, daß das chinesische Volk seine Erbschaft bereits „angetreten“ hat.

Der junge Dr. Lachmüller füllt Akten, wühlt in Gesetzbüchern, studiert den seltsamen Fall mit Mühe. „Es ist auch juristisch eine ganz einzigartige Sache, wie sie sich noch nie ereignet hat“, erklärt er.

Und man spürt gleichsam, wie in der umfangreichen Akte ein zerklümpelter, alter Mann herumspukt, mit Goldstücken um sich werfend, höhnisch lachend und die europäische Rasse bedrohend.

„Er hat sein Geheimnis mit ins Grab genommen, niemand wird mit Sicherheit feststellen können, wie er zu dem Geld kam und was ihn zu dem seltsamen Vermächtnis veranlaßt hat. Sie können sich nicht vorstellen, wie der Mann gelebt hat! Ein Abenteurer, über dessen Existenz man nur Vermutungen haben kann. Er hat eine Cousine in Bonn am Rhein, die eigentlich zusammen mit einem Verwandten in Breslau, dem Arzt Dr. Ulrich Basse, der nächste Erbe wäre. Aber die Leute haben es zu spät erfahren, haben sich zu spät gemeldet, haben zu lange gezögert; sie haben sich offenbar keine besonderen Hoffnungen gemacht. Erst einen Tag, nachdem die Chinesen weg waren, habe ich die Vollmacht angekündigt bekommen, das Testament anzusehen. Nun bleibt nur der Prozeß weg, der hier naturgemäß ungeheuer schwierig ist. Ueberdies sind die Erben ganz mittellos, so daß die Finanzierung des kostspieligen Rechtsweges noch sehr ungelöst ist. Trotzdem habe ich jetzt Klage erhoben. Ich wußte lange nicht, gegen wen ich klagen soll. Das chinesische Volk ist keine juristische Person. Es bleibt mir nichts übrig, als gegen den Minister und Gesandten Tsiang Tsofoo zu klagen, der das Geld in Empfang genommen hat.“

„Ist die sonderbare Begründung „zur Bekämpfung der europäischen Rasse“ nicht eine Erleichterung zur Anfechtung des Testaments?“

Der Anwalt schüttelte den Kopf: „Nach italienischem Gesetz haben „unmoralische Bestimmungen“ — und all eine solche könnte man das ja ansehen — als nicht beigelegt zu gelten. Sie sind aber kein Grund, das Testament anzusehen. Dagegen bedarf nach einem alten Gesetz der Erbtritt über Privatvermögen durch einen ausländischen Staat der Genehmigung der italienischen Regierung. Diese ist nicht gegeben worden. Vor allem aber kann man den Verstorbenen für verrückt erklären, eine Tatsache, die ja durch sein reichlich kurioses und offenbar unbegründetes Vermächtnis zusammen mit seiner sonderlichen Lebensart gegeben zu sein scheint.“

Die Wohnung eines Sonderlings.

Geisteskrank? War er wirklich geisteskrank, der alte Mann, der nun provisorisch im Brigener Friedhof liegt? Gibt es keine andere Erklärung für sein rätselhaftes Vermächtnis?

Die alte Frau Rogen, in deren bescheidenen Wohnung Basse als Untermieter einquartiert war, empfing mich mit einem rührenden Lächeln auf dem guten, faltigen Gesicht: „Ich hab' schon soviel gebetet, daß die rechten Erben das

Sleeping.

Novelle von Andre Birabeau.

Herr Bonbert hatte sich vom Spieltische enisernnt. „Wann verlassen Sie Monte Carlo?“ fragte ihn sein Freund, Cherbuit.

„Gegen Ende der Woche.“
In diesem Augenblick hatte er das Gefühl, als ob jemand ihn ansehe. Er hob die Augen und begegnete dem Blick einer reizenden jungen Frau. In schüchlerlicher Verlegenheit wandte sie den Kopf weg.

„Ach was!“ dachte Herr Bonbert. Doch während seiner ganzen Unterhaltung mit Herrn Cherbuit beobachtete er verhalten die hübsche Unbekannte. Sie ging um die Spieltische herum, blieb ein paar mal stehen, um einer Partie zuzusehen, aber öfters irrte ihr Blick zu Herrn Bonbert hinüber, und einmal — es war kein Zweifel — hatte sie ihm zugelächelt.

„Sie da!“ bemerkte Herr Bonbert still für sich, „ich hätte nicht gedacht, daß es eine leichte Person sei.“

Er hatte sie schon verschiedene Male gesehen, an den Spieltischen, in den Gärten, auf der Terrasse... Sie war entzückend, und Herr Bonbert, obwohl er bereits ein sehr reifer Mann war, hatte noch immer eine Schwäche für charmante junge Damen. Er verstand es, sich auch dieser zu nähern und mit ihr ein Gespräch anzubahnen. Allerdings, sie war ein sonderbares Geschöpf: led und schüchtern zugleich; ein einladendes Lächeln zuerst, sodann ein hastiges und aufrichtiges Zurückschrecken, nur weil Herr Bonbert es gewagt hatte, seine Hand auf ihr Knie zu legen!... Trotzdem hörte sie ruhig alles an, was Herr Bonbert ihr zuzusüßerte und was er ihr sagte, wurde von Minute zu Minute heißer und bestimmter. Als Herrn Bonberts

Worte den höchsten Grad der Wärme und der Eindringlichkeit erlangt hatten, entgegnete sie ihm:

„Ja... aber nicht hier... Ich kann hier nicht.“
Daraus schloß Herr Bonbert, daß sie entweder nicht allein sei oder doch in irgendeiner Weise überwacht wurde. Sie erschien ihm deshalb noch viel interessanter.

„Wo dann?“ fragte er.
„Nun, in Paris. Ich muß Ende der Woche nach Paris zurückfahren.“

„Oh! Ich auch! Deshalb... wenn sie es mir gestatten... werde ich einen Sleeping bestellen... für uns beide...“

Sie lächelte ein wenig, errödete leicht und antwortete:

„Ja, Sie dürfen...“

Sie verabschiedeten sich, nachdem sie den Tag der Abreise vereinbart hatten. Herr Bonbert, sehr zufrieden mit sich selbst, kehrte frohgelant in die Spielsäle zurück.

Am nächsten Morgen, auf dem Wege zum Reisebüro, begegnete er ihr.

„Ich gehe, „unser“ Plätze reservieren“, jagte er lächelnd.

Sie errödete wieder. Er bat sie ihn zu begleiten, aber als sie dann aus dem Reisebüro traten, verabschiedete sie sich rasch von ihm und bemerkte:

„Bis zu unserer Abreise ist es wohl besser, man sieht uns nicht mehr zusammen... Nein, besorgen Sie nichts, ich werde Sie bestimmt nicht vergeblich warten lassen. Ich verspreche Ihnen, am Freitag pünktlich am Bahnhofe zu sein...“

Es war zweifellos, sie wurde überwacht. Interessant... interessant...!

Aber sie hatte nicht gelogen: am Freitag, zur festgesetzten Stunde, war sie zur Stelle, und — welche angenehme Reisebegleiterin! — sie erschien ohne jedes andere

Gepäckstück, nur mit einem kleinen eleganten Reisetrasseur in der Hand.

Leichtfüßig wie ein junger Mann sprang Herr Bonbert in den Zug, und sein Herz pochte in jugendlichem Ungestüm, als er das ihnen reservierte Abteil betrat. Er betrachtete die junge Frau, die verführerisch war, die weiße Polsterbank, welche sich nachher, bei Nacht, in eine Lagerstatt verwandeln sollte, die Tür, die man hinter ihnen verschließen würde, und sein Herz hämmerte noch unsinniger. Er wollte sie in seine Arme schließen, sie wick ihm aus:

„Nein, nein! Noch nicht...“

Die Sonne glänzte ja noch über dem Meere, deshalb beharrte Herr Bonbert nicht weiter auf seinem Willen. Es blieb ihm doch Zeit, von Marseille bis Paris, um glücklich zu sein. Sie plauderten bis zum Nachtschlafen (er versuchte wichtig zu sein, sie lächelte liebenswürdig), dann begaben sie sich in den Speisewagen und gingen später in ihr Abteil — ihr Zimmer zurück. Und wieder begann das aufregende Hämmern in Herrn Bonberts Brust...

„Nun, kleine Freundin, müssen wir uns einen Augenblick in den Gang zurückziehen, damit der Kontrolleur unsere Betten herrichten kann... ich will ihn rufen...“

Sie öffnete die Tür, um in den Gang hinauszugehen und schloß sie sofort hastig wieder zu. Das geschah — ritsch! ratsch! — wie in einer Theaterposse! Und sie hatte auch das entgeisterte Gesicht, das ertrappte Chemänner in Theaterpossen aufzusetzen pflegen.

„Den Kiesel!... Schieben Sie den Kiesel vor!...“

stöhnte sie mit verlöschender Stimme.

„Dort im Gang draußen... der Kontrolleur... der Kontrolleur...“

„Run?“

„Es ist Papa!“
Und sie erklärte: Ihr Vater war Schlafagentenkontrolleur.

Selb kriegen und nicht die Chinesen", sagt sie, und es scheint mir fast so, als zittere ihr braves Herz in der Tat ein wenig für den Weiterbestand Europas.

"Das war sein Zimmer", erklärt sie. Ein dunkler, kleiner Raum, mehr als bescheiden und dürftig.

"Er hat immer zugesperrt gehabt, sich alles selber gemacht, sogar das Bett. Ich durfte fast nie herein; und wenn, dann stand er dabei und sah mir zu. Nie habe ich etwas von Geld bemerkt, die Post, die er bekam, mußte ich durch einer Türspalt hineinschieben; immer war er zu Hause, geschrieben hat er oder so etwas. Geredet hat er fast gar nichts, höchstens einmal: „Heut' ist's kalt!" oder so etwas. Er war gar nicht freundlich, kein Besuch, kein Wirtschaft, und überhaupt, wenn man so lebt, dann muß man ja sterben. Was er gegessen hat? Auf seinen alten Koffer hat er zwei Ziegelsteine gestellt und ein Blechbüchsel darauf. Da hat er gekocht: Kartoffeln, Milch, Brotsuppe, sonst gar nichts. Da muß ja einer verhungern!"

Seltene Papiere und Tagebuchblätter.

Ich besuche den Leichenbestatter Josef Billshneider, der als erster den auffeherregenden Fund machte.

Er erzählt: „Ich lief schleunigst zum Richter, weil ich Angst hatte, allein soviel Verantwortung zu tragen, und mich auch mit Wertpapieren gar nicht auskannte. Aber niemand wollte mitgehen, weder der Richter noch der Notar — keiner glaubte es. Endlich konnte ich den Richter überreden, und zum Schluß mußte der Notar auch kommen, weil es immer mehr wurde, etwa zwanzig Kilogramm wog der Koffer mit den Wertpapieren und den Goldstücken — ohne die alten Habern, die obenauf lagen.“

Und nun kommt das Sonderbare, das der Notar nicht sagen darf:

„Da fanden wir ein Gratulations schreiben des ehemaligen deutschen Kaisers aus Doorn mit Bild und eigenhändiger Unterschrift — aus dem Jahre 1931. Darin gratulierte der ehemalige Kaiser Wasse zum Geburtstag. Dann war da neben ein Ausweis, daß Wasse beim preussischen Leibregiment gedient hat, noch eine Legitimation vom französischen Geheimdienst. Dann wieder ein Schreiben der Sowjetregierung. Noch mancherlei solche Sachen waren es, ich hab's nicht so genau angesehen... Soll war a interessantes Spiel", versichere Billshneider.

Seine Erzählung, die nachher der Rechtsanwalt bestätigt, gibt zu denken. Wer verbarg sich hinter dem zerkümpften Geis? Ein Mann mit Geheimaufträgen der verschiedenen Regierungen?

Er kannte dieses Europa mit allen seinen Sonderbestrebungen und kleinen Hintertürenpraktiken, mit Spionagen, Korruptionen und Geheimaufträgen.

Vielleicht hat er Undank geerntet bei seinen geheimnisvollen „Geschäften", vielleicht hat ihn diese Art in der sich gewisse Regierungen offenbaren, Abscheu eingeföhrt, nachdem er sich selbst ein Menschenalter damit befaßt hatte. Vielleicht fand der Alte Europa reif zum Untergang und glaubte, aus dem Fernen Osten käme das neue Heil der Welt. Vielleicht — alles nur vielleicht. Das kleine bescheidene Grab mit der Inschrift Enrico Wasse, zu dem mich Billshneider führt, gibt keine Auskunft. Es birgt unentrinnbar das Geheimnis.

Werner Friedrich.

Der lebende Chronometer

Von S. Vandlow.

Ein Schoner war vom Hafendamm abgelaufen, als ein Dampfer ihm entgegenkam und auf Backbord rammte, so daß mit Mühe und Not die Mannschaft geborgen wurde. Einer von diesen Leuten, der recht viel von dem Schiff weggekrigt hatte, war der Bootsmann Karl Sund. Er wurde sofort ins Krankenhaus geschafft und nach einer Weile vom Arzt untersucht, der an seinem Schenkel eine garstige Wunde fand.

„Dies sieht ja böse aus", sagte der Doktor.

„Ja", sagte Karl, „da ist auch ein scharfer Splitter hineingefahren!"

„So, so!" meinte der Arzt und ließ den Kranken in die Röntgenkammer bringen. Als das Bild entwickelt war, schüttelte der Arzt den Kopf und sagte:

„Werkwürdig, der Splitter ist nicht zu finden!"

„Denn Splitter suchen Sie?" gab der Bootsmann zurück, „das hätten Sie mir gleich sagen können. Den habe ich in der Hosentasche!"

Nun wurde er verbunden und in die Krankenstube gebracht. Eine Schwester brachte ihm Bücher zu lesen, aber damit befaßte sich Karl Sund nicht besonders gern. Er redete auch nicht viel mit den übrigen Kranken. Aber ihm gefiel der Aufenthalt doch recht gut. Wenn ihn die Langeweile überfiel, dann wanderten seine Augen auf alles, was an den Wänden hing, besonders auf zwei Bilder vom Rhein und vom Golf von Neapel. So hatte er bereits einige Tage gelegen, als die Schwester einen Herrn in den Krankensaal führte und zu ihm sagte: „Dies ist der Bootsmann!"

Der Herr nahm einen Stuhl und setzte sich so, daß er dem Kranken ins Gesicht sehen konnte. Er sagte:

„Na, mein Lieber, sie haben beim Zusammenstoß der

Schiffe einen tüchtigen Knax weggekrigt. Ich hoffe daß es nicht gefährlich um sie steht!"

Karl Sund blickte dem Herrn steif ins Gesicht und antwortete nicht.

„Die Sache ist nämlich die", sagte der Herr weiter, „ich bin Rechtsanwalt und habe mit der Geschichte zu tun. Die gerichtliche Untersuchung wegen des Schiffunglücks ist eingeleitet, und ich bin hier, um Auskunft von Ihnen zu holen. Sie sind ja einer von den Hauptzeugen. Es handelt sich für mich darum, festzustellen, wieviel Zeit verfloßen war von dem Augenblick an, wo das Schiff die Landungsstelle verließ bis zu dem Zeitpunkt, wor der Zusammenstoß erfolgte. Darin lauten die Angaben der anderen Zeugen verschieden, wenn man aus dem Gedächtnis eine Zeitdauer bestimmen soll."

Karl Sund sagte nichts, er hatte seine Augen auf die Wand vor sich gerichtet und warf nur zuweilen einen raschen Seitenblick auf die anderen Kranken, die andächtig zuhörten.

„Nun", forschte der Anwalt weiter, „auf Ihre Aussage kommt es an. Sagen Sie mir doch, mein Freund, wie lange dauerte es von Ihrer Abfahrt an gerechnet, daß der Dampfer mit dem Schoner zusammenrammte?"

„Zehn Minuten", sagte der Bootsmann.

„Genau zehn Minuten? Wann, wie lange, meinen Sie wohl, daß zehn Minuten sind?"

Der Bootsmann zwinkerte leicht mit den Augen und sagte: „Zehn Minuten sind zehn Minuten!"

„Das versteht sich!" meinte der Rechtsanwalt. „Man wollen wir aber gleich feststellen, wie lange Ihnen zehn Minuten vorkommen; denn darauf kommt alles an. Ich

nehme jetzt meine Uhr. Wenn sie meinen, daß zehn Minuten um sind, so rufen sie halt!"

„Werb's wohl machen!" sagte Karl Sund. Er legte sich bequem zurück, blickte auf seine Wand, bald auf den Rechtsanwalt oder die Kranken. Nach wenigen Minuten rief der Anwalt ungeduldig:

„Hallo, mein Freund, wie steht's? Soll ich hier einen ganzen Tag warten?"

Der Bootsmann gab keine Antwort, sondern grinste still in sich hinein. Endlich sagte er: „Halt! Jetzt werden's zehn Minuten sein!"

Der Rechtsanwalt starrte den Bootsmann an, steckte seine Uhr in die Westentasche und sagte:

„So etwas habe ich noch nie erlebt! Unter allen Menschen, die mir je vorgekommen sind, haben Sie, mein Freund, die Zeit am genauesten gemessen! Es sind ganz genau zehn Minuten verfloßen! Würden Sie auch die Probe bestehen, wenn ich mich mit Ihnen unterhalten und Ihre Aufmerksamkeit ablenken würde?"

„Ich glaube wohl", antwortete der Bootsmann, und der Rechtsanwalt holte seine Uhr wieder aus der Tasche:

„So, jetzt beginnen wir. Sagen Sie, Sie sind doch verheiratet?"

„Jawohl, und mit einer guten Frau!"

„Erzählen Sie, wie Sie sich gefunden haben."

„Eigentlich sollte ich sie gar nicht haben", erzählte schmunzelnd der Bootsmann. „Ihr Vater verlangte, daß sie einen Malter heiraten sollte; aber Lisbeth wehrte sich dagegen und sagte, daß sie ihn nicht lieben könne. Da wurde der Vater ärgerlich und sagte: Was, einen Mann, der auf einen Ochsen hundert Mark verdient hat, und der des Bäckers Ader für sechstausend Mark gekauft und gleich für achttausend Mark wieder verkauft hat — den kannst du nicht lieben? — aber ich war damals schon gut mit der Lisbeth bekannt, hab abends vor ihrem Fenster gestanden und gehuscht. Dann entwickelte sich die Sache so weiter."

„Mit der Liebe ist es eine eigene Sache", sagte der Rechtsanwalt. „Wenn man vernarrt ist, dann hört und sieht man nichts, man geht tiefstünnig umher, man ist untrinkt nicht —"

„Sichstens tut man's heimlich!" schallete der Bootsmann ein.

„Nun erzählen Sie weiter, wie Sie mit Ihrer Frau leben."

„Nun, sie ist eine freundliche und einfache Seele. Und ein so gutes Herz hat sie, daß sie jedem Armen gibt; bis er sich plötzlich unterbrach und rief: „Hallo, die zehn Minuten sind um!"

Der Rechtsanwalt schlug mit der Hand auf den Tisch und sagte: „So etwas ist unerhört! Sie sind ein lebendiger Chronometer. Würden Sie auch 25 oder 37 Minuten mit derselben Sicherheit bestimmen können?"

„Warum nicht? Wenn die Sache danach ist, so mach' ich's", antwortete Karl Sund.

Es währte nicht lange, da kam es wegen des Zusammenstoßes der Schiffe zur Hauptverhandlung. Der Bootsmann war so weit hergestellt, daß er als Zeuge vor Gericht stehen konnte.

Der Rechtsanwalt trug jetzt vor, daß dieser Zeuge auf das genaueste die Zeit bestimmen könne, wovon er sich zweimal überzeugt hätte. Diefem Zeugen müsse unbedingt geglaubt werden. Nun fragte also der Richter den Bootsmann:

„Können Sie auch hier ganz genau angeben, wann zehn Minuten verfloßen sind?"

„Das kann ich, wenn ich mich umdrehen darf!" sagte der Bootsmann Karl Sund.

„Wie ich gesehen habe", sagte Karl, „hängt hier die Uhr an der Wand hinter mir, im Krankenhause hing sie vor mir!"

leur, aber sie hatte nicht erwartet, ihm auf dieser Straße zu begegnen. Als sie ihr Elternhaus verließ, war er am Orient-Express beschäftigt gewesen. Das war vor zwei Jahren, damals, als sie von Hause fortließ — mit einem Freunde natürlich — und durch Briefe, welche sie heimlich mit ihrer Mutter wechselte, mußte sie, daß es damals zu einem schrecklichen Unfall gekommen war. Ihr Vater hatte in einem Wutanfall alles, was ihm unter die Hände fiel, kurz und klein geschlagen und geschworen, daß, wenn er eines Tages sie oder ihren Entführer ausspürt, es bestimmt ein Unglück gäbe! Und heute! Mit tränenerstickter Stimme schloß sie:

Heute bin ich hier mit einem Manne, und „er" soll die Betten zurechtmachen!"

Wirklich, das konnte man Pech nennen!...

Herr Bonbert suchte nach einem Auswege: Wenn sie sich zum Beispiel in den Waschkraum einschloße, so lange ihr Vater im Abteil beschäftigt war...

„Und wenn er uns bereits gesehen hat? ... Als wir einstiegen? ... Als wir in den Speisewagen gingen? ... Gewiß, er zweifelt vielleicht noch, denn wenn er mich auf den ersten Blick erkannt hätte, würde er bereits Skandal gemacht haben! Aber kann man wissen? ... Und wir können uns hier wohl einschließen, der Kontrolleur besitzt ja einen zweiten Schlüssel, der auch in die Kiegel eingreift! ... Und ich kenne Papa! Wenn er mich hier mit einem Manne findet, ist er imstande und wirft uns beide aufs Geleise! Nein, Sie müssen unbedingt auf der nächsten Station aussteigen oder sich in ein anderes Abteil begeben. ... Ich weiß nicht ... aber bei mir können Sie nicht bleiben! ... Und übrigens, mein armer Freund, wenn Sie auch bleiben, das würde Ihnen wenig nützen: Sie müssen doch verstehen, nun, wo ich weiß, daß Papa draußen ist, ich unmöglich ... Das war allerdings sehr verständlich! Und der Ge-

dante, von einem wütenden Vater aus dem Zuge geworfen zu werden, erwecke in Herrn Bonbert höchst ungemütliche Gefühle. Er schickte sich also leuchtend in sein Schiff und ergriff seinen Koffer, um einen anderen Unterschlupf zu suchen.

„Und Sie? ... Was werden Sie beginnen?"

„Ich weiß es nicht ... aber die Hauptsache bleibt, daß er mich nicht mit einem Herrn vorfindet! ... Deffnen Sie ein wenig die Tür. Ist er nicht draußen? ... Nein? ... Dann machen Sie rasch ..."

Sein Kösserchen in der Hand, schlich Herr Bonbert davon. Am Ende des Ganges erblickte er den Vater: dieser hatte den Kopf abgelegt und richtete ein Bett her. Es war ein großer, stämmiger Mensch und schien noch keineswegs bejahrt zu sein. Aber Herr Bonbert verlor seine Zeit nicht lange in diesen Betrachtungen: er gondelte vor einem Abteil des Zuges ins andere, um einen unbefehnten Platz in einem Coupe erster Klasse zu entdecken, aber vergebens! Auf seinem Koffer hockend, verbrachte Herr Bonbert die ganze Nacht im Gange ... Als man am Morgen in Paris ankam, war er wie zerschlagen, alle Glieder taten ihm weh!

Er erwartete die junge Frau auf dem Bahnsteige. Sie stieg aus, ihr Necessaire in der Hand, einen dichten Reisegeschleier vor den Augen ... Ein Beamter — ihr Vater: half ihr galant beim Aussteigen.

„Er hat Sie nicht erkannt?"

„Nein."

„Bravo! Aber nun sind Sie mir eine Revanche schuldig!"

„Ja, aber jetzt nicht. Geben Sie mir Ihre Adresse. So um fünf Uhr bei Ihnen ..."

... Um fünf Uhr war sie ein wenig da, das heißt, ein Boot brachte einen Brief von ihr, und dieser Brief lautete:

„Mein Herr, Verzeihung! Ich bin doch keine leichte Person, wie sie dies geglaubt haben und glauben mußten. Im Gegenteil, ich bin eine Frau, weiches durchaus außerstande ist, einem unbekanntem Herrn das zu gewähren, was das Gesetz nur in der Ehe erlaubt! Aber ich bin eine leidenschaftliche Spielerin. In Monte Carlo habe ich alles verspielt. Ich habe meine Kleider, meine Koffer verkauft, um meine Hotelrechnung bezahlen zu können; es blieb mir kein Reijegeld mehr. Mein Vater hat mir bereits zweimal, meine Mutter viermal das Reijegeld geschickt (ich bin geschieden), und jedesmal habe ich alles am Roulette-tisch verloren! Keine Freundin, an welche ich mich wenden konnte, nirgends ein gefälliger Geldverleiher! Da kam mir plötzlich der Gedanke, daß nur ein lebenswürdiger Kavaliere mich zurückbringen könnte. Nur, gestehen Sie es ruhig ein, selbst wenn ich mit meinem freundlichsten Lächeln gebeten hätte: „Ach, strecken Sie mir doch bitte das Reijegeld vor!“, so hätten Sie eine Ausrede gefunden, um es mir abzuschlagen. Ein Mann bietet nur dann einer Frau ein Sleeping an, wenn er die Hoffnung hat, es mit ihr zu teilen. Es handelt sich also darum: ich mußte sie ins Sleeping eintreten lassen und mußte dann das Mittel finden, um Sie wieder hinauszubringen ... Deshalb habe ich einen Papa erjunden, der Schlaf-wagenkontrolleur ist! ... Sie werden es mir vielleicht nicht verzeihen, aber ich danke Ihnen doch aus tiefstem Herzen. Und, wohlverstanden, den Preis meines Sleeping-Billetts werde ich Ihnen wieder ersetzen, sobald mir Fortuna wieder hold ist! ..."

... Herr Bonbert erhielt tatsächlich einige Wochen später den Betrag zugeschiedt: es war wirklich eine anständige Frau!

(Aus dem Französischen von Wey Souffe.)

Quer durch die Welt

Gesellschaft der Leoparden

Grauen um Anyoto

Ein geheimer Verbrecherbund von Kongonegern. — 23 Morde in einem halben Jahr

An den Ufern des Kongo haust der Mordbund der Anyoto. Sie sind der Schrecken eines weiten Landes. Nach einer scheußlichen Aufnahmeprüfung, die den Neuen aller Grausamkeiten fähig zeigen muß, wird das Mitglied mit einem Leopardenfell bekleidet und zu den schreckenerregenden Aufgängen des Bundes herangezogen. Nach der Regel werden nur Schwarze angegriffen, nur in Ausnahmefällen wagen sich die Anyoto an Europäer. Vor allem sind die Kongowälder von Furi und Nepoto Stätten des Schreckens. Die Dörfer dieser Gegend werden dauernd ausgeplündert, die Bevölkerung steht unter fürchterlichem Druck. Im Zeitraum von einem halben Jahre zählte man hier 23 Morde. Die Obrigkeit ist so gut wie machtlos. Die verängstigten Eingeborenen wagen nicht, die Schuldigen anzuklagen. Jede Verhaftung erweist sich als unnütz; sogar die Familien der Opfer verbergen alle Spuren des Verbrechens.

Eines Tages nahmen Europäer in der Nähe von Dikongo zehn Männer fest, die ihnen verdächtig erschienen. Sie schickten sie zur Untersuchung nach Bomeli. Man versuchte mit allen Mitteln, aus ihnen etwas über den Bund herauszubekommen. Doch keiner verriet etwas. Erst nach ihrer Hinrichtung offenbarte sich, daß keiner der zehn ein Anyoto war, doch daß man ihnen gedroht hatte, sie auf schrecklichste Art umzubringen, wenn sie ein Wortchen über das Vorhandensein des Anyoto verlauten lassen würden. Also hatten die Unglücklichen den Galgen den Leoparden tagen vorgezogen.

Menschenfresser.

Die Anyoto halten sich streng an die übrigens erst seit kurzem bekannt gewordenen „Satzungen“ des Bundes. Nur gegen Abend dürfen sie zum Angriff vorgehen und nur dort, wo gerade Leoparden gehaust haben. Ihre Verbrechen hinterlassen kaum Spuren, die von echten Leoparden Spuren zu unterscheiden wären. So ist man stets im Unsichern, ob der Ermordete einem Tier oder einem Menschen zum Opfer fiel. Auf der Brust tragen die Mitglieder des Anyoto kleine Holzschilde, die eine Art Kasko gegen Feuergefahr bilden. Der Rücken ist von einem Leopardenfell bedeckt und der Kopf von einem schwarz bemalten Holzhelm, der auch über Stirn und Wangen geht. Ihre Sandalen haben eine dicke Kautschuksohle, die die Füße auf langen Wegen schonen und den Schritt unsichtbar machen. An jedem Finger der linken Hand ist ein fünf Zentimeter langes Messer angebracht; zwischen den Fingern der rechten tragen sie Nägel, die die Zähne der Leoparden ersetzen sollen. Jeder trägt einen Stock mit Krallen, die denen des Leoparden gleichen. Beim Angriff schlägt der Anyoto sein Opfer mit der linken Hand ins Gesicht, reißt ihm mit den Messern die Haut herab, während die Rechte Hand, die Rolle der Zähne spielend, ihm an die Gurgel fährt. Nach der Tat schlepen die Any-

oto ihre auf so grausame Weise umgebrachten Opfer mit sich und verschlingen sie dann.

Das Examen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach stammen die Anyoto aus dem Norden von Bomeli und gehören zum Stamm der Bastuier. Der Ort, der als Geburtsstätte der grausamen Sekt verurteilt ist, war ein von vielen Nomadenstämmen berührt. Da der Boden reich an Eisenschäben war, hatten sich die Bewohner im Schmiedehandwerk gebildet. Sie verkauften viele Gegenstände an die Vordrübenden, besonders auch Waffen. Doch dann wurde das Land von den Arabern überfallen und etwas später von den Europäern. Die Nomadenstämme suchten sich andere Wege, und die einst so wohlhabenden Schmiede wurden ärmer und ärmer. So bemächtigte sich ein Rachegeist ihrer primitiven Seelen. Und als die Bastuier sahen, daß ihr Häuptling mehr und mehr an Macht und Einfluß verlor, beschloßen sie, auf grauenvolle Weise den Eingeborenen Respekt und Angst vor ihrem Obersten einzuschüßeln.

Die Gesellschaft hat einen Rat, der die einzelnen Gruppen „organisiert“; jedes Bastuierdorf stellt etwa 5—6 Anyoto, die auf Leben und Tod miteinander verbunden sind. Zu Beginn seiner „Laufbahn“ wird der Leopardenkandidat einem Examen unterstellt: dieses Examen besteht aus einem „vorschriftsmäßig“ ausgeführten Mord. Die Eintrittszeremonie findet im Urwald statt, fern jeder menschlichen Behausung. Wenn die körperlichen Leistungen des Kandidaten den gestellten Anforderungen nicht genügen, wird er meist zu Tode verurteilt. Wird er indes freigelassen, dann Gnade ihm Gott, wenn er ein Wortchen von dem verlauten läßt, was er im Kreise der Anyoto erfuhr und erlebte.

Die Insel der tollwütigen Vampire.

Von einer grauenvollen Seuche, die auf der Insel Trinidad wütet und von den englischen Behörden lange geheimgehalten worden sein soll, wird in der Pariser Comedia berichtet. Menschen und Tiere sterben nach furchtbaren Krampfzuständen unter den schwersten Leiden. Man erkannte schließlich, daß die Opfer von der Tollwut ergriffen waren. Wie aber hatte sich dieses entsetzliche Leiden verbreiten können? Auch diese Frage wurde gelöst: durch die auf der Insel hausenden Vampir-Fledermäuse. Zweifelloshat eine von ihnen sich von dem Blut eines toten Hundes genährt, sich dadurch angesteckt und dann das Uebel weiter verbreitet, indem sie ihre Genossen biß. Jetzt sollen tollwütige Vampire in großen Mengen die Waldgebiete im Süden der Insel bevölkern. Man sieht sie selbst am helllichten Tage herumliegen, und sie sind in einem so wilden Zustand, daß sie alle lebenden Wesen beißen, die ihnen begegnen. Man hat jetzt die strengsten Maßnahmen er-

griffen, um diese kleinen Ungeheuer auszurotten. Aber dies ist außerordentlich schwierig, denn der Bevölkerung hat sich eine panische Furcht vor den tollen Vampiren bemächtigt, und der bloße Anblick eines solchen Tieres genügt, damit alles entsetzt sichere Zuflucht sucht.

Sechzigmal verheiratet.

Ein arabischer Eingeborener aus der Stadt Lania stand vor dem Gericht in Kairo, das ihn in seiner neuesten Scheidungsaffäre zur Zahlung von Alimenter verurteilte. Er erklärte, er sei bereits sechzigmal verheiratet gewesen. Unlängst war er zugunsten zweier Gattinnen zu einer Schadenersatzleistung von je 200 ägyptischen Pfund verurteilt worden. Er suchte jedoch vor dem gerichtlichen Scheid und dem Exekutor das Weite, bis es jetzt der ägyptischen Polizei gelungen ist, ihn vor Gericht zu stellen.

Vatikan-Modestoffen.

Seit langem schon stellt sich der Vatikan sehr scharf gegen jegliche Auswüchse der Frauenmode. Sämtliche Frauen, die vom Papst empfangen werden wollen, müssen sich genau an die Vorschriften halten, die für diesen Anlaß herausgegeben werden. Nun hat eine englische Firma „Uniformen für Pilgerinnen“ auf den Markt gebracht, von der sie sich ein gutes Geschäft verspricht. Eine ganz schwarze hochgeschlossene Robe, mit langem Rock, langen Ärmeln und schwarzer Spitzenmantille. Es heißt, daß englische Pilgerinnen bereits sehr häufig in Rom in dieser Umkleidung festgestellt wurden.

Rattentoteletts und Mäusebraten.

Zwei englische Forscher, Cranbock und Kingdon-Ward, die eine Forschungs Expedition in Birma (Indien) unternommen hatten, gerieten nach mühseliger Bezwingung eines Bergmassivs in eine ernste Hungernot, da ihnen der Rückweg in das Stadelager infolge schwerer Stürme und riesiger Schneefälle versperrt war. Die Forscher sind nun dadurch dem Hungertod entgangen, daß sie sich einige Zeit hindurch von nichts anderem nährten, als von Ratten und Mäusen, von denen es in den Höhlengängen der birmanischen Berge wimmelte. Bei seiner Ankunft in London erklärte Kingdon-Ward: „Rattentoteletts schmecken natürlich nicht so gut wie Froschschenkel, es genügt aber immerhin, unsere Hungerqualen zu beenden.“ Die Expedition war vierzehn Monate in den unwirtlichsten Teilen Birmas tätig und konnte bis tief nach Tibet eindringen.

Die Zeitungen fressen die Wälder auf.

Wenn nicht bald ein Ersatzstoff für den Holzstoff gefunden wird, der zur Herstellung von Zeitungspapier verwendet wird, so gehen entweder die Wälder der Erde zugrunde oder die Zeitungen werden eingeschränkt werden. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika geht der Holzverbrauch viermal schneller voran als die Waldbestände wieder aufgeforstet werden können. Deutschland muß einen großen Teil des Holzes für die Papierfabrikation einführen.

Verchiedenes

Athleten der Pflanzenwelt.

Die molekularen Kräfte, die sich in wachsenden Pflanzen auswirken, sind so bedeutend, daß ein Pilz eine Lage Asphalt durchbrechen und eine Baumwurzel einen Felsen sprengen kann. Um diese Kräfteäußerung zu messen, wurde, wie „Wissen und Fortschritt“ (Augsburg) berichtet, ein Versuch mit schießendem Spargel gemacht. Spargelstängel wurden mit einer Platte überdeckt und mit Gewichten belastet, gegen die sie anklumpfen mußten. Die gebrechliche Pflanze konnte eine Belastung von 200 bis 450 Gramm überwinden.

Schnellfress-Metod.

Der größte Schnellfresser der Erde ist die gewöhnliche spanische Kröte. Im Zoologischen Garten zu London wurden vor einiger Zeit bemerkenswerte Versuche gemacht, über diesen Vorgang Klarheit zu gewinnen. Man legte den Kröten Mehlwürmer hin, konnte feststellen, daß sie in wenigen Augenblicken verschwinden waren, ohne auch nur ein einziges Mal trotz allerhöchster Beobachtung sehen zu können, wie die Kröte die Mehlwürmer in das Maul bringt. Man bediente sich darum des Films und machte Aufnahmen mit einer Belichtungszeit für ein Bild von einem Tausendstel Sekunde. Man nahm an, daß diese Schnellaufnahmen genügen würden, um den Vorgang des Fressens festzuhalten, auf dem Film aber war nichts zu sehen. Erst bei Aufnahmen mit dem 1200. Teil einer Sekunde erschienen undeutliche Bilder von dem Fressvorgang, da verwendete man Belichtungen von einem 1500. Teil einer Sekunde. Jetzt erst konnte eine klare Aufnahme des Fressvorgangs erzielt werden. Auf dem Film sah man, wie die Zunge der Kröte hervorschloß, den Wurm wie mit einer Fliegenklappe erfaßte und ins Maul beförderte. Zu

diesem ganzen Vorgang gebrauchte die Kröte den fast unvorstellbaren Zeitraum des 1500. Teils einer Sekunde. Sie kann also in einer Sekunde den gleichen Vorgang 1500-mal wiederholen und 1500 Mehlwürmer fressen, falls ihr der notwendige „Bauch“ zur Verfügung steht. Man machte dann Aufnahmen von mehreren Fressvorgängen der Kröte, indem man ihr fünf Mehlwürmer hinlegte, die alle plötzlich wie verschwinden zu sein schienen. Es ergab sich, daß sie die Mehlwürmer einzeln der Reihe nach ins Maul befördert hatte. Jeder einzelne Vorgang folgte dem anderen, aber mit solcher Geschwindigkeit, daß Zeitwischenräume nicht gemessen werden konnten.

Der Hund als Lebensretter.

Das Leben auf den Inseln an der schwedischen Küste ist voll von Gefahren, die man auf dem Festlande nicht kennt. Ein treuer und tugendlicher Hund kann sich hier unentbehrlich erweisen, wie sich z. B. Frau Jahlstedt auf Hamnholmen hat überzeugen müssen. Als das Eis noch sehr schwach war, mußte sie einen wichtigen Brief ausgeben. Das Postamt war auf dem Festlande. Sie bewaffnete sich mit einer langen Stange und prüfte das Eis Schritt für Schritt. Trotz dieser Vorsicht brach sie durch. Der Hund begriff sofort, was er zu tun hatte. In rasender Eile lief er ins nächste Dorf und ließ durch sein trübendes Aussehen wie aufgeregtes Bellen die Leute verstehen, daß seine Herrin in Gefahr schwebte. Die Bauern kamen noch rechtzeitig herbei, um Frau Jahlstedt zu retten. Hoy ist außerdem ein vortrefflicher Wächterhund und hält alle fremden Besucher von seiner Insel fern.

Modetorheiten schon vor 3000 Jahren.

Das Provinzialmuseum Pommerischer Altertümer in Stettin besitzt eine 64 Zentimeter lange Spiralfaltenfibel (Spange) aus Bronze, die im Dorfmoor bei Reinwasser

in Hinterpommern gefunden wurde und etwa 3000 Jahre alt ist. Im allgemeinen haben solche Bronzespangen höchstens 20 bis 25 cm Länge, so daß man es hier also mit einem Modeauswuchs der spätbronzezeitlichen Damenwelt zu tun hat, denn diese mehr als eine halbe Meter lange Spange konnte selbstverständlich nur mit größter Anstrengung, wie üblich quer vor der Brust, getragen werden. Für die Herstellung der beiden Spiralen wurden mehr als 7 Meter Bronzedraht benutzt. Diese Bronzespange kostete, wie „Wissen und Fortschritt“ hinzufügt, damals ein Vermögen. Die Besitzerin dürfte sie bei einer Katastrophe, z. B. bei einer Ueberschwemmung, verloren haben. Der Frauflammen, in dem die Spange eingebettet lag, erhärtete zu Torf und gab sie erst nach 3000 Jahren, gelegentlich einer Grabung frei.

Eine merkwürdige Denkmünze.

Im Jahre 1679 belagerten die Dänen mit einem starken Heere Hamburg, aber trotz aller Anstrengungen gelang es ihnen nicht, die Stadt zu erobern, so daß sie schließlich unverrichteter Dinge wieder abziehen mußten. Zum Andenken an diese Belagerung prägten die Hamburger eine Münze, die auf der einen Seite die Inschrift trug: „Der König von Dänemark ist vor Hamburg gewesen. Was er ausgerichtet hat, ist auf der anderen Seite zu lesen.“ Auf dieser stand — nichts.

Der längste Drahtzaun der Welt

ist unzweifelhaft der 1139 Meilen lange Zaun, der ganz Westaustralien abtrennt. Er ist sechs Fuß hoch, aus festem, dichtem Drahtgeflecht hergestellt und dient dem Zweck, die wilden Kaninchen daran zu hindern, das ganze Land zu überfluten. Der Zaun wird regelmäßig kontrolliert und instandgehalten.

Nachdruck verboten.

Fritz und Maxi hätten ihm doch die Hände küssen müssen für das, was er für sie tat und noch tun wollte. Fritz bekam regelmäßig seinen Zuschuß, und er hatte ihm angekündigt, daß er ihn und Maxi später einrichten, ausstatten und etablieren würde. Und doch waren die beiden so festsam reserviert und kühl gegen ihn, als ahnten sie, daß er nur gezwungen gab. Und das konnten sie doch nicht wissen; Kolb hatte doch sein Ehrenwort versprochen, daß der schriftliche Vertrag und alles andere tiefstes Geheimnis zwischen ihnen bleiben sollte. Früher hätte er sich den Teufel darum geschert, was sie von ihm dachten und ob sie ihn liebten. Aber er war jetzt so nervös, so empfindlich.

Das waren seine Nerven, seine überreizten Nerven. Sonst wäre es auch unerklärlich, daß ihm alles, was ihm früher ein Vergnügen war, jetzt keinen Spaß mehr machte.

Mit welchem innigen Behagen war er früher in die Markthalle gegangen zum Einkäufen! Wie erfreute ihn jeder ersparte Groschen! Und jetzt?! Er ging einmal hin, auch ein zweites Mal; aber der Weg erschien ihm sehr weit und ermüdend, die Sache langweilte ihn. Freilich kaufte er nur für sich und die Magd ein, und das wirkte sich gar nicht aus. Wegen der paar Pfennige!

Ja, er ertappte sich bei dem sündhaften Gedanken, daß er den kleinen Profit geringschätzte, er, der sein Lebtage an dem Sprichwort festgehalten: „Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert.“ Aber wenn er an die großen Ausgaben dachte, die er gehabt, und die — er hatte die Faust in der Tasche — die er noch haben würde, so kamen ihm diese paar Pfennige unbedeutend vor. Ja, warum denn überhaupt ein eigenes Leibe sparen, wenn es sich die anderen so gut gehen ließen?! Und außerdem — wie festsam! — schmeckte es ihm absolut nicht mehr, wenn Auguste so kochte wie früher.

Auguste hatte ihm das auch vorausprophetisiert. „Nee, Herr Kaltenbach, lassen Sie das man sein mit das Selber-einkäufen in der Markthalle. Sie sind ja jetzt viel zu verwöhnt! So etwas essen Sie ja nicht mehr! Sehn Sie doch mal im Spiegel, wie Sie jetzt ausseh'n, jesund und frisch und did! Jetzt haben Sie doch 'n bißken Farbe ins Gesicht.“

Ja, er hatte zugenommen und fühlte sich frischer als früher. Seine lachenden Erben sollten noch warten müssen auf seinen Tod, das nahm er sich vor, und das gab den Ausschlag. So verzichtete er denn auf die Markthalle und das Einkäufen und ließ Auguste schalten und walten, wie es ihr beliebte. Es kam vor, daß er sie nun „ankte, wenn sie mittags die Milchspeise oder das Kompott vergaß. Und abends kaufte er zuweilen Delikatessen ein, sogar Kaviar und Lachs brachte er einmal mit. Und eines Mittags trant er sogar ganz allein eine halbe Flasche deutschen Sekt.

Das tat er natürlich nur, um die Seinen zu ärgern. Denn daß Auguste es Kolb, und Kolb oder Fritz seiner Frau mitteilen würden, daran zweifelte er keinen Moment. Liehen sie es sich gut gehen, wie ihn verschiedene Ansichtspostkarten und auch ein Brief aus Florenz belehrten, so wollte er es nicht minder machen.

Er antwortete ihnen natürlich nicht. Mochte ihn seine Frau auch umschmeicheln, mochte sie so tun, als ob gar nichts vorgefallen sei, er konnte weder vergessen noch verzeihen.

Gut! Sie sollte ihr Geld bekommen, da sie es nun einmal kontraktlich hatte. Darauf war es ja von vornherein abgesehen, diese falsche, niedrigdenkende Person.

Etwa zwei Wochen schlichen so höchst öde und langweilig dahin. Heute war Sonntag — ein Tag, der für ihn ganz besonders langweilig wurde. Auf seinem Schreibtisch lagen aufgeschlagene Kassen- und Rechnungsbücher. Sonst machte es ihm Freude, seine Bücher zu führen, Kontrakte zu durchschüßern, seine Einnahmen zusammenzuzählen, sich in neue Spekulationen zu vertiefen. Jetzt nicht mehr! Sogar eine günstige Hausaufofferte hatte er abgelehnt.

Für wen quälte er sich denn so? Er war ja reich genug. Sich selbst konnte er es ja gefallen.

Er mußte frant sein — und der Gedanke an eine Lustveränderung tauchte zum ersten Male vor seinem Geiste auf. Gelangweilt blickte er zum Fenster hinaus. Gelangweilt schaute er dem Spielen einiger Knaben zu, die sich mit lautem Schreien vor seinem Garten herumtrieben und sich am Gitter zu schaffen machten. Das hätte er früher streng geahndet und die frechen Jüngens sicher vertrieben; heute ließ er es ruhig geschehen. Er gähnte, setzte sich an den Frühstückstisch und blickte in die Zeitung. Auch langweilig! Er steckte sich eine Zigarre an — sie schmeckte ihm nicht. Auch der Kaffee war ihm nicht gut genug, und dabei nahm man jetzt den feinsten Mokka.

Er schickte zu Kolb hinauf, er solle doch ein bißchen herunterkommen und Sechshundschzig mit ihm spielen;

und ob sie heute abend nicht zusammen sein könnten? Kolb ließ bedauern: er ginge jetzt mit Maxi in die Kirche, dann müßten sie eine Visite machen, und abends gingen sie alle drei in den Zirkus.

Herr Kaltenbach überlegte: Ob er nicht auch abends in den Zirkus gehen sollte? Aber es kam ihm fade vor... so viel Geld für ein paar Pferde und einige Clowns. Auch sollten sie nicht denken, er ließe ihnen nach. Uebrigens hätten sie ihm ja doch nur scheue, verdrossene Mienen gezeigt.

Er würde spazieren gehen — aber so allein, so ganz allein! Er hätte einen seiner Kegelfreunde auffuchen können. Aber die arbeiteten in der Woche und wollten Sonntags mit Frau und Kindern zusammen sein. Die konnte er nur an gewissen Abenden haben. Uebrigens bereitete ihm nicht einmal das Kegeln mehr Vergnügen. Sie uzten ihn im Klub. Wo er denn seine Frau so kurz nach der Hochzeit gelassen hätte? Ob sie ihm etwa durchgegangen sei?

Und während er gähmend und mißmutig die Gänge des Biergartens durchstreifte, dessen Bäume schon die ersten grünen Spitzen zeigten, verließ ihn der Gedanke an Italien nicht. Dort prangte schon alles in üppiger Lenzesfülle. Und wie eine leise Frühlingssehnsucht nach Glück und Genuß, nach Neuem und Unbekanntem, zog es in sein vertrocknetes Herz ein.

Warum sollten Frau und Tochter das allein genießen, und zwar auf seine Kosten? Und er war der Dumme, der hier die Pfennige zusammensparte! Uebrigens — das Nephistocheln spielte wieder um seine Lippen — die würden sich schon ärgern, wenn er plötzlich ankam! Haha! Der Gedanke allein reizte ihn. Denn daß sie ihn zum Kommen aufforderten, war doch bloß eine konventionelle Lüge. Die waren froh, wenn der alte Brummbar zu Hause blieb. Und wenn er es bloß machte, um sie zu ärgern! Sehr nachdenklich geworden lenkte er die Schritte wieder seinen Penaten zu.

Heiteres Lachen und Plaudern, Gläserklingen und Tellerklappern erscholl an einem herrlichen Frühlingstage auf der offenen Veranda einer allerliebsten, kleinen Villa in Ballanga. Herr und Frau Ahlers hatten sie, die zufällig leerstand, auf einige Wochen gemietet. Seit einigen Tagen waren auch Frau Charlotte und Toni angekommen und jubelnd von dem jungen, glücklichen Brautpaar begrüßt worden.

In Rosen, Kamelien und Granaten vergraben, in Lorbeer- und Feigenbüschen eingebettet, lag das holde Nestchen. Darüber die strahlende Aprilsonne eines italienischen Frühlings.

Ahlers setzte eben sehr drollig seine Erfahrungen mit der italienischen Köchin auseinander, die er gemietet hatte, worüber sich Frau Charlotte halbtot lachen wollte.

Er holte eigenhändig einige Flaschen italienischen Sekt aus dem Keller, denn weder der Köchin noch dem zur Villa Palmieri gehörigen Gärtner — zugleich Diener — traute er über den Weg. Einer sei immer ein größerer Spitzhube als der andere.

Sogar Toni, die getäuschte, betrogene, weltchmerzliche Toni, der der Wein zu Kopf stieg, wurde übermütig, flüsterte der jungen Frau Dummeheiten ins L und lachte, daß es durch den ganzen Garten schallte.

„Kinder, daß ihr den Schwiegeronkel nicht mitgebracht habt, is doch eigentlich schade! Wie wär's, wenn wir ihm eine Bierlarte, oder noch besser ein Telefram schickten: „Sind furchtbar verjüngt und erwarten dich sofort in Ballanga...“

„Ist nicht nötig!“ tönte plötzlich eine wohlbekannte Stimme hinter der Tür hervor, die ins Innere des Hauses führte, und Herr Kaltenbach, etwas verlegen, aber ganz vergnügt lächelnd, wie man es noch nie von ihm gesehen, stand vor ihnen.

Er wurde stürmisch begrüßt, und ein wahres Gewitter von Fragen brach über ihn herein. Und nun geschah etwas Merkwürdiges:

Herr Kaltenbach schritt stracks auf seine Gattin zu, zog sie an sich und küßte sie, und Frau Charlotte ließ es, etwas verwundert zwar, aber nicht unfreundlich, über sich ergehen.

„Aber Onkelchen! Warum bist du denn nicht gleich mitgekommen?“ fragte Ahlers, den — wie die anderen — die Tante in Unwissenheit über das Vorgegangene gelassen hatte.

„Geschäfte! Geschäfte!“ murmelte Herr Kaltenbach, und blickte seine Frau etwas verlegen an, die ihm aber freundlich zunickte und so tat, als ob nicht das Mindeste vorgefallen sei.

„Du mußt dich doch zu Hause, so ganz allein, furchtbar jebbet haben!“ meinte Ahlers mitleidig, der sich seit seiner Hochzeit mit Kaltenbach duzte.

„Um... nun ja... eigentlich habe ich mich gelang-

weilt. — Donnerwetter! hier ist es aber schön!“ rief plötzlich Herr Kaltenbach, den See und die Berge ringsumher mit bewundernden Blicken freisend.

„Nicht wahr, unsere Villa Palmieri braucht sich vor der Villa Kaltenbach nicht zu schämen?“

„Nee“, meinte Herr Kaltenbach trocken, der zuweilen auch Humor besaß, von dem er nur gewöhnlich einen schlechten Gebrauch machte. „Und der See hier is mir ooch lieber als der Blögen-See.“

Herr Kaltenbach mußte nun essen und trinken und erzählen. Er ließ es sich außerordentlich gut schmecken und verschmähte auch den Sekt nicht. Besonders freute er sich aber, daß er hier Gast war, und nun endlich einmal ein anderer für ihn bezahlen mußte.

Durch die Schweiz, trotzdem er sie zum ersten Male sah, war er, ohne sich irgendwie und irgendwo aufzuhalten, schlankweg durchgereist. Daß er sich so nach den Seinen gesehnt hatte, sagte er ihnen freilich nicht, würde auch niemand geglaubt haben.

Herr Kaltenbach fühlte sich ungeheuer wohl in der Villa Palmieri, wozu übrigens das Bewußtsein, auf Kosten des jungen Paares zu leben, nicht wenig beitrug. Er hatte zwar, zu Ahlers' und aller Erstaunen, durchaus für sich und die Seinen einen Beitrag zu den Unkosten zahlen wollen. Aber das junge Paar wollte davon gar nichts wissen.

„Solange ihr in der Villa Palmieri bleibt, seid ihr unsere Gäste...“

Ahlers hatte sich von dem befreundeten Rechtsanwalt, bei dem er jetzt vor dem Examen arbeitete, einen längeren Urlaub erwirkt. Von Ballanga traten sie alle zusammen die große Tour an: Rom, Neapel, Capri, Sizilien.

Herr Kaltenbach fing auf seine alten Tage italienisch zu redobreden an, wenigstens verständigte er sich bald ganz gut mit den Kutschern und Matrosen, den Diensthöten, Portiers und Kofferträgern, die er „die größten Spitzbuben von ganz Europa“ nannte. Aber merkwürdig — er schimpfte zwar zuweilen über die Kosten, aber er griff doch willig ins Portemonnaie.

Manchmal, wenn der alte Nam bei ihm durchbrechen wollte, wenn er sich wegen einiger Centesimi herumzankte, an Trinkgeldern sparte oder über die hohen Rechnungen schimpfte, legte ihm Frau Charlotte besänftigend die Hand auf die Schulter und flüsterte leise:

„Aber Männchen, wer wird denn so geizig sein?! Wir haben es ja. Für einen so reichen Mann, wie du, schickt sich das Knickern und Knauern nicht.“

Wollte er dann auffahren und das alte Lied vom „armen Mann“ anstimmen, so brauchte ihn bloß ein ironischer Blick ihrer grauen Augen zu freisen, und er verstummte auf der Stelle. Diese klugen Augen, die in den tiefsten Falten seiner Seele zu lesen verstanden, sie fürchtete er überhaupt; sie wurden sein Leit- und Polarstern.

Als sie wieder zu Hause ankamen — die Reise war um einige Wochen verlängert worden — versuchte Herr Kaltenbach zwar anfangs, die alten Sitten wieder einzuführen und die entglittene Bügel der Herrschaft aufs neue zu ergreifen. Aber er war schon so in Wohlleben versunken, solch ein „Verschwender“ geworden, daß er den Versuch baldigt aufgab. Der schwächere Wille beugte sich dem stärkeren. Kaltenbach hatte endlich seinen Herrn gefunden und wurde im Laufe der Zeit einer der „zahmen“ Ehemänner, die sich willig unter das Joch der Gattin schmiegen, das ihnen durch Liebe und Zärtlichkeit, durch Sanftmut und gute Küche verfüßt wird.

Nur in seine Vermögensverhältnisse und geschäftlichen Transaktionen wollte er seine Gattin nicht blicken lassen. Aber nach und nach setzte sie auch das durch. Und dabei stellte sie zu ihrem grenzenlosen Erstaunen heraus, daß sie Herrn Kaltenbachs Goldgewicht bedeutend unterschätzt hatte. Der Charlottenburger Rentier und Villenbesitzer war viel reicher als seine Geschäftsfreunde, seine Familie und die Steuerbehörde ahnten.

Diese allmähliche „Mitwisserschaft“ Frau Charlottes kam seinen Kindern zugute. Denn sie brängte ihn dazu, als Fritz und Maxi nach glücklich vollendeten Studien und Prüfungen sich endlich heirateten und selbständig machten, einen tieferen Griff in seinen Beutel zu tun, als seine ursprüngliche Absicht war.

Natürlich erhielt auch Toni ihre Mitgift, als sie sich nach längerem Zögern endlich entschloß, den Bewerbungen des Nachbarsohnes — J. C. Pfannstiel, Delikatessen und seine Weine, Poissdamer Strauß — nachzugeben.

Als sich aber so nach und nach von den verschiedenen Seiten Entel und „Schwiegeronkel“ einstellten, da entfartete sich Herr Kaltenbach erst zu seiner wahren Größe. Für die „Kinder“ war ihm nichts zu teuer und zu kostbar.

„Schwiegeronkelchen“, sagte Ahlers bei einer solchen Gelegenheit lachend, „du wirst wahrhaftigen Jott auf deine alten Tage zum Verschwender!“

E n d e.

Das Parfüm der Javanerin.

(Nachdruck verboten.)

Die magischen Seancen der schönen kleinen Javanerin Mimosa, die mit verblüffenden Tricks arbeitete, bildeten das Tagesgespräch der mondänen Gesellschaft, die sich in Monte Carlo die Zeit vertrieb. Man unterhielt sich in den fashionablen Räumen des Sporting Club ebenso intensiv von ihr wie in der Halle des Hotels de Paris oder des Riviera Palace, das exklusiv über dem Spielerparadies thront. Die jungen Gentis aus aller Welt gaben sich die größte Mühe, mit der entzückenden Javanerin bekannt zu werden. Umsonst, sie sprach mit keinem ihrer Verehrer ein Wort und sie lebte ganz allein mit ihrer Gesellschaft. Das änderte sich, als die Lastings — aus Süd-Karolina — nach Monte Carlo kamen. Frau Lastings mit ihrer Tochter und ihrem Sohn Fred. Mimosa hatte Fred Lastings auf irgendeine Weise kennengelernt, und die kleine Karibge verliebte sich kopfüber in den eleganten Jungen, der sie mit Zärtlichkeiten und Geschenken überhäufte. Das Idyll dauerte einige Wochen, und dann mußte Fred seiner Freundin mitteilen, daß es ans Abschiednehmen gebe. In wenigen Tagen würde er mit Mutter und Schwester wegreisen, zunächst nach Wien, der nächsten Station ihrer Weltreise. Die kleine Javanerin war außer sich. Sie hatte sich fest eingeredet, der Geliebte würde sie über kurz oder lang heiraten, und sie hatte

nie daran gedacht, daß er ohne sie abreisen könnte. Sie bat und weinte, sie liebte ihn, sie wurde bitterböse — alles vergeblich; und zuletzt schien es, als ob Mimosa sich in das Unabänderliche neigte hätte.

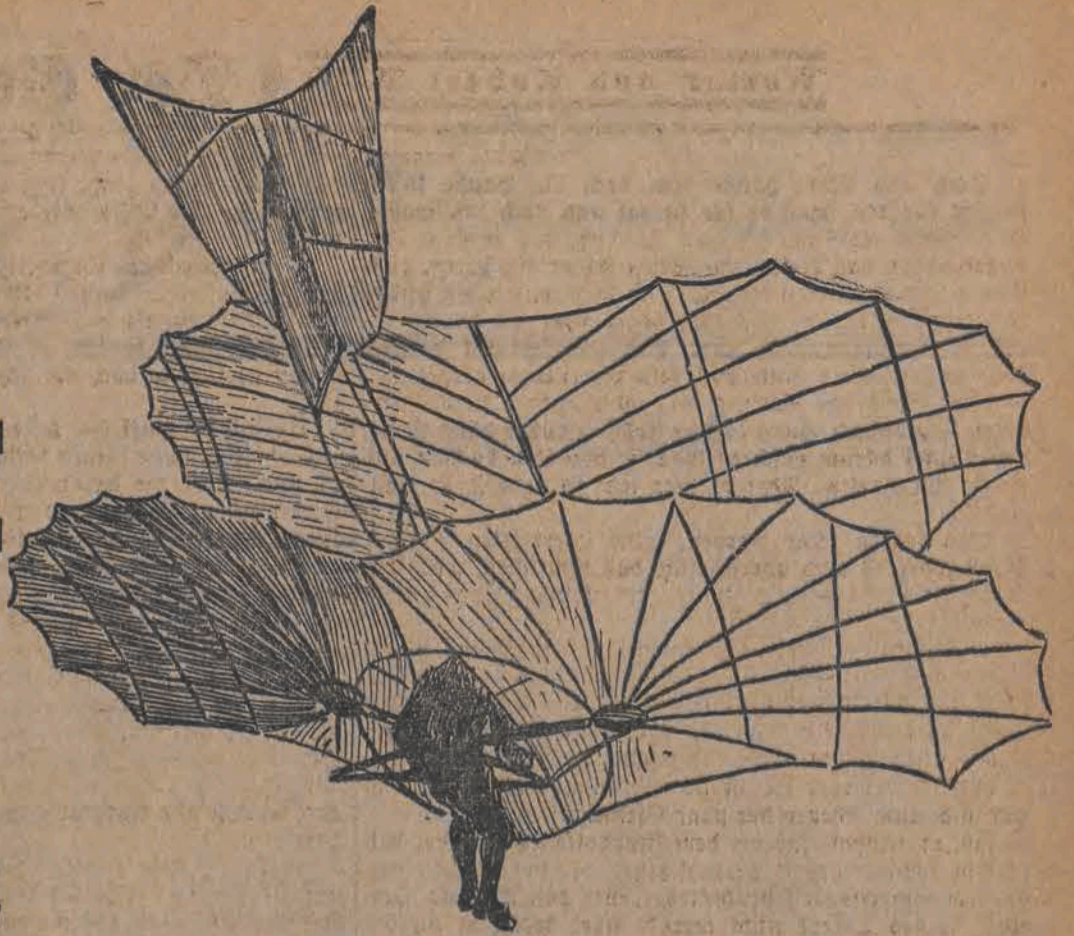
Als der Abschied da war, übergab Mimosa dem Freund zwei Flaschen; und sie sagte ihm, daß sei ihr Abschiedsgeschenk, herrliches Parfüm aus ihrer Heimat. Dann war alles überstanden und Fred Lastings fuhr mit den Seinen nach Wien. Er war erst wenige Tage dort, als man ihm von Monte Carlo aus mitteilte, Mimosa sei des Morgens tot in ihrem Bett aufgefunden worden. Der Arzt habe Herzschlag festgestellt; aber man sei überzeugt davon, die kleine Javanerin habe sich selbst getötet, aus Gram über den Verlust des Freundes. Fred Lastings betrauerte den Tod seiner kleinen Freundin aufrichtig; aber er wich nicht von seinen Geschlechtsgenossen ab, wenn seine Trauer ihn nicht daran hinderte, sein Leben weiter nach Kräften zu gehen und in Wien alles das mitzumachen, was das Leben jungen reichen Männern bietet. So benutzte er, als er eines Abends einen Ball besuchen wollte, das Parfüm, die Abschiedsgabe der kleinen Mimosa. Es roch herrlich, und Mutter und Schwester ruhten nicht, bis sie eine Flasche der köstlichen Essenz von Fred geschenkt erhielten. Wenige Tage, nachdem die drei von dem Parfüm Gebrauch gemacht hatten, machten sich bei ihnen leichte Krankheitserscheinungen bemerkbar. Man rief einen Arzt; der konnte wenig helfen. Das Be-

auf telegraphisches Anraten des in Amerika zurückgebliebenen Vaters reisten die drei nach Berlin, um dort einen berühmten Professor zu konsultieren.

Auch die Berliner Kapazität war ratlos. Die Kranken versahen immer mehr, die Beschwerden wurden größer; ihr Gesicht und ihr Körper wurde allmählich mit häßlichen braunen Flecken bedeckt. Mister Lastings war selbst nach Berlin gekommen, und er durchfuhr mit seiner Familie die Hauptstädte des Kontinents, um dort alle berühmten Aerzte zu konsultieren. In Amsterdam endlich fanden sie einen Arzt, der längere Zeit auf Java gelebt hatte, und der wußte sofort, was hier los war. Mimosa hatte dem Freund ein Danaergeschenk gegeben, eine Essenz, die ein geheimnisvolles javanisches Gift enthielt. Die Vergiftung mußte auf alle Fälle langsam zum Tode führen, wenn man ihr nicht mit nur den Javanern bekannten Gegenständen begegnen konnte. Der Arzt setzte sich mit einem ihm bekannten, in Amsterdam lebenden javanischen Priester ins Benehmen, und der erklärte sich bereit, den Todgeweihten zu helfen. Er gab ihnen ein Geheimmittel, dessen Zusammensetzung sein tiefes Geheimnis blieb, und sechs Tage später waren die Kranken auf dem Wege der Besserung. Nach drei Wochen waren alle drei wieder so gesund, daß man die Heimreise nach Süd-Karolina antreten konnte, nicht ohne die Hilfe des Arztes und des Priesters durch Alesenscheßs belohnt zu haben.

E. E.

Werden wir je aus eigener Kraft fliegen lernen?



Von
Kurt Weller.

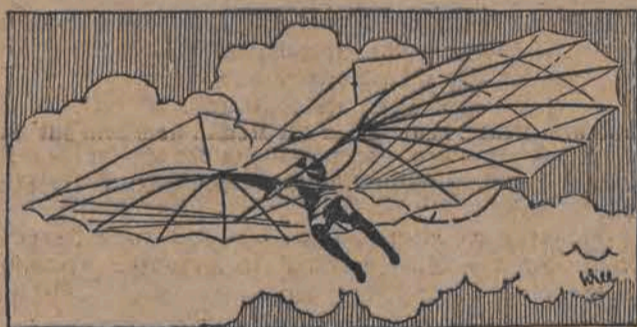
Soweit wir die Geschichte der Fliegerei zurückverfolgen können, ist der Vogelflug Vorbild und Ziel der menschlichen Flugversuche gewesen. Schon jener Urmenich, dem auf der Jagd ein Vogel unerreichbar entflohen, hat sich Flügel gewünscht. Aus späteren Zeiten sind uns Sagen überliefert worden, die von fliegenden Menschen berichten. Der griechische Baumeister und Ingenieur Dädalos entflohen mit seinem Sohne Ikarus auf selbstgebasteten Flügeln aus dem Labyrinth des Königs Minos von Kreta. Leonardo da Vinci, Maler, Bildhauer, Architekt und Ingenieur von besonderer Begabung, hat Skizzen zu Schwingenfliegern hinterlassen. Von einem Marquis de Bequeville wird erzählt, daß er mit einem Flügelpaar von einem Fenster seines Palastes über Gärten und Dächer geflogen und glatt auf der Seine gelandet sei. Weniger Glück hatte der Schneider von Ulm im Mai 1811. Aus einem Sportbild jener Zeit erkennt man, daß er gleichfalls Schwingen benutzte. In der Literatur aller Jahrhunderte findet man oftmals den freien Menschenflug behandelt, ohne daß es sich oft um mehr als Phantasien gehandelt haben mag. Immer erkennen wir jedoch das Bestreben, aus eigener Kraft zu fliegen.

Dieses Ziel wurde nicht erreicht. Wollen wir heutzutage fliegen, müssen wir uns großen Maschinen anvertrauen, deren Bedienung allein eine ganze Anzahl Hilfskräfte beansprucht. Aus der Schwinge des Vogels wurden starre Metalltragsflächen von gigantischen Ausmaßen. Die lebendige Kraft liefert Motoren, deren Zahl und Leistung ständig wachsen. Start und Landung verlangen besondere Plätze und Hilfsleistungen. Alles das macht den Flugbetrieb teuer. Mehr und mehr entfernen er sich von dem ursprünglichen Ziel, frei, von anderen Menschen und Kräften unabhängig fliegen zu können.

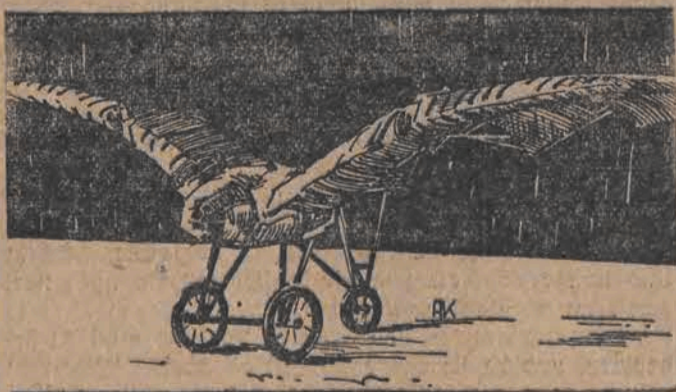
Der Wunsch jedoch blieb. Wo oft möchte man nicht ein Paar Flügel haben, die, wie ein Faltboot oder Fahrrad, wenig Umstände machen. Große Gelehrte bezeichnen jedoch den Menschenflug aus eigener Muskelkraft als unmöglich. Mit den verhängnisvollsten Argumenten versuchte man, solche Bemühungen als

ausichtslos hinzustellen, anstatt zuzugeben, daß wir auf diesem Gebiet nichts wissen. Ich kann mich entsinnen, daß im naturkundlichen Unterricht von den hohlen Knochen der Vögel gesagt wurde, daß sie gewissermaßen luftballonähnliche Wirkung hätten. Es ist ja auch viel bequemer, den Flug des Menschen schlangweg als unmöglich zu bezeichnen, als zu forschen, was von den Vögeln beim Fluge an Arbeit geleistet wird. Hier sah aber der Haken. Mit der alten Luftwiderstandsformel kam man rechnerisch schon bei kleinen Vögeln zu Kraftleistungen, wie sie etwa ein starkes Pferd an einem Lastfuhrwerk zu vollbringen hat. Da man sich dabei nichts Gescheites denken konnte, „nahm man an“, daß die Vögel über ganz außergewöhnliche Muskelkräfte verfügen müßten, und gab sich damit zufrieden.

Der Wunsch, wie der Vogel fliegen zu können, blieb trotz alledem bestehen, und damit auch das Streben nach Verwirklichung. Zu allen Zeiten hat es Männer gegeben, die sich durch Sport und Hohn nicht abhalten ließen, hierin ihre Lebensaufgabe zu sehen. Der bedeutendste von ihnen, Otto Lilienthal, war auch zugleich der erste, der durch zähe Forscherarbeit die Technik des Vogelflugs zu ergründen suchte. Er war ein überzeugter Anhänger des „individuellen Kunstflugs“, des Menschenflugs ohne Unterstützung von Motoren. Hierunter ist jedoch nicht der Segelflug von einer Höhe zu verstehen, sondern der Flug durch Nachahmung des Flügelenschlags der Vögel.



Daß sich der Mensch durch entsprechend geformte und genügend große Flügel in der Luft schwebend erhalten kann, und bei Ausnutzung der Windströmungen sogar beträchtlich zu steigen vermag, wissen wir. Die Leistungen der Segelflieger und Lilienthals eigene Gleitflüge beweisen das. Es sind dazu gar nicht allzu große Flächen erforderlich. Man weiß, daß der Adler auf einen Quadratmeter seiner Flügelfläche rund 5,5 Kilogramm zu tragen hat. Das heißt, daß ein Mensch mit etwa 13 Quadratmeter großen Flügeln fliegen können muß. 13 Quadratmeter sind eine verhältnismäßig kleine Fläche, etwa der Band eines mächtigen Zimmers entsprechend. Sie ist leicht zu beherrschen. Besondere Materialien sind zum Bau nicht nötig. Weidenruten, wachsgetränkter Stoff und etwas Bindematerial, wie es Lilienthal verwendete, standen Dädalos und Ikarus auch schon zur Verfügung.



Ungeklärt ist nur die Frage, ob sich der Mensch aus eigener Kraft vom Boden erheben und in der Luft vorwärtsbewegen kann. Lilienthal stellte fest, daß die meisten Vögel nicht nur notdürftig fliegen können, sondern einen beträchtlichen Uberschuß an Flugvermögen besitzen. Der Raubvogel trägt seine Beute in den Fängen fort, ohne daß man ihm die Belastung anmerkt. Lilienthal band einer Taube einige Schwungfedern zusammen und verringerte so die Tragsfläche, um den Uberschuß festzustellen. „Erwägt man“, so schreibt er, „daß die meisten Vögel nicht notdürftig, sondern verschwenderisch mit der Flugsähigkeit ausgestattet sind, so muß um so mehr die Einfachheit klagen, daß auch das künstliche Fliegen bewirkt werden kann, wenn es nur richtig angefaßt wird; wozu aber besonders die Anwendung einer richtigen Flügelform gehört.“

Er ging daran, die Hubkraft des Menschen in der Luft zu messen. Er hängte seinen Schwingenflieger unter dem Dach einer Scheune an einem Balken auf. Mit ihm zusammen wog der Apparat 80 Kilogramm. Die Hälfte davon wurde ausbalanciert. Es gelang Lilienthal, einen Hub von 40 Kilogramm durch Schläge mit 8 Quadratmeter großen Flügeln zu erzielen. In der Luft konnte er sich nur wenige Sekunden halten. Die Anstrengung war zu groß.

Also, müßte man meinen, die menschlichen Kräfte sind zum Flug eben nicht ausreichend. Die Sache sieht aber gleich anders aus, wenn man wieder den Vogelflug zum Vergleich heranzieht. Lilienthal mußte seinen Apparat senkrecht heben. Das kann der Vogel auch nicht. Die Tragfähigkeit der Luft hängt ab von der Geschwindigkeit, mit der die Flügel gegen den Wind bewegt werden. Vögel neigen immer gegen den Wind auf, selbst wenn sie dabei auf den Menschen als Jäger zufliegen müssen. Bei Windstille oder in engen Räumen, wie Lichtungen, erheben sie sich nur ganz mühsam, aber auch nie senkrecht vom Boden. Es ist bekannt, daß der Mauersegler, ein besonders geschickter Flieger, vom Boden nicht wieder hoch kommt. Ist ein Vogel gezwungen, fast senkrecht zu steigen — etwa aus einem Nistloch heraus —, dann gewinnt er bestenfalls ein paar Meter an Höhe und stürzt wieder erschöpft zu Boden.

Wenn also ein Mensch unter Verhältnissen, die auch einem Vogel das Fliegen unmöglich machen, die Hälfte seines Körper- und des Apparategewichtes heben kann, dann wird er sicher unter günstigeren Verhältnissen und mit besseren Apparaten sein ganzes Gewicht heben können. Und dann kann er frei fliegen. Wer hätte zum Beispiel geglaubt, daß ein Mensch jemals aus eigener Kraft Geschwindigkeiten erzielen kann, wie sie ihm das Fahrrad erlaubt? Theoretisch trägt ja die Luft wie Beton. Nehmen wir an, es würde uns gelingen, über einer Tragfläche einen luftleeren Raum zu erzeugen, dann würde diese Fläche aus jedem Quadratmeter 10000 Kilogramm tragen können. Dasselbe Ergebnis würde die Verdichtung der Luft unter der Fläche um eine Atmosphäre bringen. Sollte es mit einem entsprechend konstruierten Flügelapparat nicht möglich sein, wenigstens $\frac{1}{1000}$ Atmosphären zu erzeugen, um 10 Kilogramm Tragkraft zu gewinnen?

Nach solchen Überlegungen gewinnt die Sage von Dädalos und Ikarus an Wahrscheinlichkeit. An Baumaterial hat es ihnen nicht gefehlt. Oft fehlt der Pulschlag der Entwicklung um Jahrhunderte aus. Die Erfindung von Papier und Porzellan durch die Chinesen, Jahrhunderte vor der Erfindung in Europa, sind bekannte Beispiele dafür.

Der Deutsche Otto Lilienthal verlebte im Anfang der neunziger Jahre durch seine Flügel die Welt in Aufregung. Er mußte sein unerschütterliches Vertrauen auf die Möglichkeit des menschlichen Fluges mit dem Leben bezahlen.

Diese ersten Lufthelden unterscheiden sich von unseren heutigen Fliegern ganz wesentlich. Stiegen sie doch mit Null Prozent Wahrscheinlichkeit des Erfolges an ihr Werk. Sie waren alle, oft ohne technische Vorbildung, waghalsige Unternehmer eigener Konstruktionen, und hatten gegen eine ganze Welt von Zweiflern und Ungläubigen zu kämpfen. Sie hatten täglich den Tod vor Augen und gingen doch mit einer beispiellosen Energie und Tapferkeit an ihre Versuche, die erst die Nachwelt in staunenswerte Bewunderung versetzten.

Die Ueberquerung des Ozeans durch die Luft hat dreifache Bedeutung. Einmal will der Mensch im Zeitalter der Technik langsam die ganze Welt sich untertan machen, und dazu gehört auch, daß er die Entfernungen auf dem Erdball immer mehr „verkleinert“, wie man zu sagen pflegt. Zweitens bedeutet das Ueberfliegen einer Strecke von vielen Tausenden von Kilometern natürlich eine ganz enorme sportliche Leistung, und drittens muß man die wirtschaftlichen Folgen bedenken, die eine solche Tat im Gefolge hat, im Gefolge haben muß. Die Sehnsucht der letzten Jahrhunderte ist es gewesen, Europa und Amerika einander „näherzubringen“. Man baute Dampfer, die immer schneller und schneller fuhren, so daß wir heutzutage die Strecke Hamburg—Newyork bereits in sechs Tagen statt in sechs Wochen zurücklegen können. In den letzten Jahren nach dem Kriege sind auch schon viele Flüge über den Atlantischen Ozean ausgeführt worden.





Die Frau im Kapitalismus.

Die große Geschichte der Frauenarbeit soll noch geschrieben werden. Sie wird ein Buch sein, das erzählt vom heroischen Kampfe der Frau gegen unwürdige Arbeit und für ihr Recht auf Arbeit, ein Wert, voll von Leiden und Unterdrückung, voll Anklage gegen die verschiedensten Wirtschaftssysteme und von Verjuchern der Befreiung aus beengenden Traditionen und mannigfachen Vorurteilen. Das schlimmste Kapitel aber würde die Frauenarbeit im Frühkapitalismus sein. Denn der junge Kapitalismus, der „aus allen Poren blut- und schmutztriefend“ zur Welt kam, verschonte weder Mann noch Frau und Kind. Und gerade die Arbeit der Frauen und Kinder war es, die er zum raschen Emporschnellen der Profitrate brauchte und darum in der allerbrutalsten Weise in sein System zwang.

Der Kapitalismus hat in all seinen verschiedenen Epochen weder nach einem Recht der Frau auf Arbeit gefragt noch irgendwelche Art von Frauenarbeit als „unwürdig“ empfunden. Wenn er Arbeitskräfte brauchte, so hat er die „Hände“ der Frauen trotz aller ethischen Lehren seiner Ideologen und aller Phrasen von der „Heiligkeit der Familie“ nicht verschmäht. Und Hände brauchte der junge, aufstrebende Kapitalismus in Ueberzahl. Es ist ein trauriges Kapitel der Dialektik der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, daß die erste Möglichkeit der Befreiung der Frau aus jahrhundertelanger Knechtschaft durch wirtschaftliche Selbständigkeit in die schamloseste Verletzung ihrer Frauenwürde umschlagen mußte. „Mit entsprechendem Profit wird das Kapital läßt. 10 Prozent sicher und man kann es überall anwenden; 20 Prozent es wird lebhaft; 50 Prozent, es wird positiv maghäftig; für 100 Prozent stampfte es alle menschliche Gehege unter seinen Fuß; 300 Prozent, und es existiert kein menschliches Verbrechen, das es nicht riskiert, selbst auf die Gefahr des Galgens.“ Und zwischen 100 und 300 Prozent muß es sich schon nach diesen aus dem „Kapital“ von Karl Marx zitierten Sätzen verwerlet haben, wenn man die Verwüstung betrachtet, die die kapitalistische Sklavenarbeit namentlich bei den Frauen und Kindern in den ersten Jahrzehnten des Kapitalismus angerichtet hat. In dem Augenblicke, wo die sich rasch entwickelnde Industrie den starken Arm des Mannes entbehren konnte — was recht bald der Fall war —, wurden Frau und Kind mit in den Arbeitsprozeß einbezogen. Das vermehrte nicht nur die in dieser Wirtschaft nun einmal notwendige Arbeiterarmee, sondern schuf auch billigere Arbeitskräfte und somit einen weiteren Druck auf den Arbeitsmarkt.

Keine Maschine ist besser für Frauenarbeit geeignet als der mechanische Webstuhl. Hier konnte recht bald nach den ersten Verbesserungen die Arbeit von Frauen und Kindern verrichtet werden. Deshalb ist es keine Seltenheit, in dieser Industrie oft bis zu 70 Prozent Frauen an den Maschinen zu finden. Eine Arbeitszeit von 12 bis 14 Stunden war in dieser, noch durch keine Gesetze eingeschränkten frühkapitalistischen Epoche die Regel. Unterschiedlos unterwarf dieses System Mann, Frau und Kind der gleichen Herrschaft. Es wurden Frauen sogar zur Arbeit unter Tage herangezogen. — Es gab Bergwerke, wie z. B. den Bergbau von Cornwall, wo fast bis zu 50 Pro-

zent Frauen bei einer ebenfalls recht angedehnten Arbeitszeit beschäftigt wurden. Selbstverständlich mußte von ihnen hier unterschiedslos die schwere Arbeit des Mannes verrichtet werden: Loshauen von Gestein wie auch das nicht minder schwere Transportieren des Materials.

Wenn solche Zustände schon in der doch immerhin öffentlich zu kontrollierenden Arbeitsstätte möglich waren, um wieviel schlimmer mußte es dann mit jener Arbeit sein, die verborgen, hinter verschlossenen Türen geleistet wurde: mit jener Heimarbeit, die bereits damals als die schlimmste Einspannung des Menschen ins Arbeitsjoch galt! Hier ist die Arbeitszeit überhaupt ohne jede Grenze und Ziel. Solange die physischen Kräfte ausreichen, die ständig im müden Körper wachzuhalten sind, wird gearbeitet. Aber selbst in den Putzmaacherläden von London, die insgesamt gegen 15 000 Frauen damals beschäftigten, wurden geradezu Arbeitsorgien geleistet. Hier, wo der Fuß für die von dieser maßlosen Ausbeutung lebende Bourgeoisie hergestellert wurde, erlebte man das allertaurigste Arbeitselement. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend wurde

Mein Kind sucht Ostereier.

Die Vögel singen,
Die Glocken klingen
Zum Fest der Frühlingsfeier.
Die Sonne läßt golden
Die Weiden, die holden,
Mein Kind sucht Ostereier.

So hart sind die Zeiten,
Die Menschen streiten
Und haßen wie gierige Geier.
Heut soll uns vom Bösen
Die Liebe erlösen,
Mein Kind sucht Ostereier.

Im Ei ruht verborgen
Das Leben von morgen
Zur Freude stimmt die Leier!
Wo Kinder lachen,
Muß Hoffnung erwachen,
Mein Kind sucht Ostereier.

für den allerbescheidensten Lohn geschuftet. Engels schildert in seinem Buche „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“ — jenem Glendlexikon, das jeder arbeitende Mensch lesen sollte — eine Reihe von Fällen, wie diese armen Geschöpfe oft neun Tage hintereinander nicht aus den Kleibern kamen.

Diese Frauenarbeit ist in der damaligen Zeit überall zu finden, ganz gleich, ob es in der Textilindustrie, im Bergbau, in der Putz- oder Bekleidungsindustrie oder etwa in der Papierbranche, der Töpferei usw. ist. Ueberall die gleiche Ausbeutung, die gleiche maßlose ausgebeutete Arbeitszeit, der gleiche geringe Lohn. Wie es dabei um das von religiösen Aposteln so gepriesene Familienleben aussah, kann man sich leicht vorstellen. Nur der Schlaf ver-

einigte die Familie, ja, oft nicht einmal dieser. Es sind zahlreiche Fälle bekannt, in denen der Fabrikaal gleichzeitig als Schlafsaal benutzt wurde, weil die Kräfte nicht ausreichten, um noch den oft weiten Heimweg zurückzulegen. Natürlich wurde auch das sittliche Leben allgemein unter solchen Zuständen arg in Mitleidenschaft gezogen, zumal da gelegentlich sogar der an die Stelle des Gutsherrn getretene Fabrikant sich die „Leibeigenschaft“ über junge Fabrikmädchen sicherte.

Am traurigsten gestaltete sich das Los der Frau als Mutter. Bei Strafe der Entlassung mußte die schwangere Frau fast bis zur Stunde der Entbindung an der Maschine stehen, ja, es ist vorgekommen, daß eine Frau zwischen den surrenden Maschinen niederkam. Nach wenigen Tagen stand dann die Wöchnerin wieder wie sonst an der Arbeit. Und um sich auszumalen, wie dann der weitere Lebensverlauf eines unter solchen Umständen geborenen Kindes aussah, dazu bedarf es keiner allzu großen Phantasie.

Früher hatte der Sklavenhalter zumindest so viel Interesse an seinen Sklaven, daß er sie nur bis zu einem gewissen Grade in Anspruch nahm, da er sonst den Verfall dieser gekauften Arbeitskräfte beklagen mußte. Für den jungen Kapitalismus aber galt das Menschenleben nichts; der Arbeiter war ja jederzeit zu ersetzen. Keine Wirtschaftsepoche hat darum eine solche Drangsalierung der Frau gekannt wie diese. Erst das erwachende Klassenbewußtsein und der daraus resultierende Zusammenschluß der Arbeiterschaft haben auch für die Frau die unwürdigen Arbeitsverhältnisse, wie sie heute nur in asiatischen frühkapitalistischen Ländern noch anzutreffen sind, für Europa beseitigt. Walter Ludwiga.

Häusliche Ratsschlüge.

Dörrobst, das beim Liegen anfängt zu schimmeln, oder bei dem sich Maden oder Milben bemerkbar machen, muß schleunigst noch einmal nachgedörrt werden. Am besten schiebt man es nach dem Baden in den heißen Bratosen, wo man es noch gut austrocknen läßt.

Fettige Rocktragen und Sulfeder reinigt man durch Waschen mit einer Mischung von 10 Teilen Wasser und 1 Teil Salmiakgeist, die das Fett auflöst.

Blindgewordene Schmuckgegenstände erhalten wieder Glanz, wenn sie mit Watte und wenig Del gereinigt und mit Leder abgerieben werden.

Schwarze Strümpfe behalten auch nach dem Waschen ihre tiefschwarze Farbe, wenn dem letzten Spülwasser eine Dosis guter Wäscheblauessenz beigelegt wird.

Um farbige Lederbündel zu reinigen, löst man Hirschhornsalz in heißem Wasser auf, läßt die Lösung abkühlen und reibt die Flecken so lang, bis Schaum entsteht. Nötigenfalls kann man dieses Verfahren wiederholen. Dann trocknet man die Stelle mit einem weichen Luche und reibt mit etwas Eiweiß nach. Auf die gleiche Weise können Flecken aus farbigen Lederstücken entfernt werden.

Salzgehalt aus versalzenen Speisen entfernt man durch Mittochen eines silbernen Löffels.

Arzneistücke an silbernen Löffeln reibt man mittels eines Flanellstückes und etwas Schwefelsäure tüchtig ab und spült mit heißem Wasser nach.

Im Vertrauen gesagt.

Von Trude E. Schulz.

Zwei gute Nachbarinnen treffen sich auf der Straße. Sie tragen Marktkörbe am Arm. Hausfrauen, die vom Einkäufen kommen, haben fast immer den Kopf von allerlei Sorgen beschwert. Diese beiden Nachbarinnen, Frau Anna und Frau Lotte, klagen sich also gegenseitig, wie fast unerschwinglich alle Lebensmittel seien, und jede teilt der anderen ihre Erfahrungen mit, wo man noch am besten und billigsten kaufe und am reellsten bedient werde.

Aber der Weg ist lang und diese Einkaufsfragen sind bald durchgesprochen. Und plötzlich neigt sich Frau Anna dichter zu Frau Lotte heran und flüstert:

„Wissen Sie schon, daß...“

Lange und immer aufgeregter redet sie so auf Frau Lotte ein, und die sagt nur hin und wieder: „Nein, so was! Nein, wer hätte das für möglich gehalten!“

Dann ist Frau Anna mit ihrer Erzählung zu Ende: „Ist das nicht schrecklich? Wer hätte das von den Leuten gedacht! Ich war ja selber ganz entsetzt darüber, als mir Frau Frieda die Sache im Vertrauen erzählte...“

Der lange Heimweg reicht nicht aus, die wichtige Angelegenheit zu Ende zu diskutieren. Morgen und übermorgen und noch viel öfter werden die beiden Frauen zusammenstehen und sich nach allen Seiten drehen und wenden, und sie wird immer interessanter und aufregender werden. Noch andere gute Freundinnen werden von der Sache „im Vertrauen“ erfahren, und da sie sich doch dafür revanchieren müssen, werden sie wieder etwas anderes dafür „im Vertrauen“ erzählen. Am Ende steht es so aus, daß jede von jeder irgend etwas Peinliches oder Ehrenmü-

riges weiß, daß, wenn es schon keine verbürgte Tatsache ist, doch Tatsache sein könnte. Und wenn es nur large genug weitererzählt wird, so ist es schließlich — für die anderen wenigstens — unumstößliche Wahrheit geworden.

Bis eines Tages die Bombe platzt.

Vielleicht lobt eine Nachbarin gegen eine andere die Liebenswürdigkeit der dritten. „Die? Die? Glauben Sie doch bloß nicht, daß die es gut mit Ihnen meint!“ kriegt sie gereizt zur Antwort. „Was glauben Sie wohl, was die alles hinter ihrem Rücken über Sie spricht!“ Und nun erzählt die unglückliche Lobrednerin nicht nur, was Frau A. über sie gesagt hat, sondern auch gleich, was Frau B. und Frau C. und Frau D. von ihr zu wissen behaupten, und da sie das doch nicht alles ohne Widerrede schluden kann, verrät sie ihrerseits, was ein weiteres Viertel oder halbes Duzend Nachbarinnen über die andere erzählt haben.

Mit roten Köpfen, mit verheulten Gesichtern gehen die beiden Frauen schließlich auseinander. Jede stellt nach und nach die andere zur Rede und erfährt dabei womöglich noch wieder von neuem Geschwätz.

Der Herrgesesse „Klatsch“ brockelt und zischt.

Das Ende vom Liede ist Feindschaft. Man grüßt sich nicht mehr, verbietet den Kindern, mit „den Bälgen von drüben“ zu spielen, und wenn es ganz schlimm kommt, steht man sich vor Gericht gegenüber und wäscht dort die schmutzige Wäsche weiter. Bis dann eines Tages irgendeine Nachbarin wieder etwas „im Vertrauen“ bei anderen verrät und die Freundschaft und der Klatsch von neuem beginnen. Denn Klatsch ist ein Gift, an das sich Menschen mit geringem Verstand gewöhnen, wie andere an

Morphium und Alkohol. Sie betäuben und zerstören sich damit alle wahren Lebensinteressen.

Klatsch: in der harmlosesten Form bedeutet er Zeitvergeudung. Manche Viertelstunde, die besser ausgefüllt werden könnte, wird ihm geopfert. Frauen, die nie Zeit haben, in eine Versammlung zu gehen, die nie Zeit haben, ein gutes Buch oder auch nur den politischen Teil der Zeitung zu lesen, finden diese Zeit für Klatsch. Für nützliche Dinge fehlt sie; aber um „des Nachbarn guten Ruf zerkaun zu allem Brei“, dazu ist sie da. Klatschüchtige Menschen interessieren sich für die intimsten Einzelheiten im Leben anderer, für Dinge, die keinen Menschen etwas angehen, deren Kenntnis keinem etwas nützt. Aber sie wollen und müssen um jeden Preis von den anderen „etwas wissen“. Nicht nur Frauen, auch Männer können von diesem Uebel befallen sein; aber bei Frauen ist es leider noch häufiger.

Die Kinder hören, wie abends in der Familie über andere gesprochen wird. Es kann sein, daß das abschreckend auf sie wirkt und sie später Feinde allen Klatsches werden; es kann aber auch sein, daß sie von der elterlichen Klatschsucht angesteckt werden.

Zeit ist in einer Proletarierfamilie mit das Kostbarste.

Man soll sie nicht vergeuden, sondern so zweckmäßig wie möglich anwenden. Wie viele wichtige Fragen des Lebens, des Berufes, der Erziehung gibt es zu besprechen! Für solche Dinge die Familie, die Kinder, aber auch die Nachbarn zu interessieren, ist eine lohnende Aufgabe. Das Leben verstehen, das Leben bessern wollen, mithelfen durch tatkräftiges Wirken, das ist der Weg, der ins Licht der Freiheit führt. Wer im Schmutz der anderen herumwühlt, der darf sich nicht wundern, wenn er selber in Schmutz und Dunkel herabsinkt.

„Mietervertreter“

Sie verlangen neue Besteuerung der Mieter zugunsten eines „Baufonds“.

Auf einer Konferenz der Vertreter der Mieterverbände, die dieser Tage in Warschau stattfand, stellte ein gewisser M. Zachcianski, auch ein „Mietervertreter“, den Antrag, die Regierung möge durch Verordnung veranlassen, daß sich jeder Mieter pflichtgemäß für einen „Wohnungsbaufonds“ besteuere, und zwar Stadteinwohner 50 Zloty pro Zimmer und Landeinwohner 25 Zloty pro Zimmer (1). Dieser Herr Zachcianski, der Präsident eines Warschauer Mieterverbandes ist, gab den Versammelten bekannt, daß durch seine guten Beziehungen und durch Vermittelung des Grafen Adam Konikier sowie ausländischer Kapitalisten (merkst Du was, lieber Leser?) eine Anleihe für den Ausbau der polnischen Städte, die sich auf dieses Projekt stützen würde, so gut wie sicher sei.

Die Versammelten haben sich natürlich auf Antrag der Lodzer Delegierten in scharfer Weise gegen dieses ungeheuerliche Projekt, das, wie Herr Zachcianski berichtet, bereits im Ministerium für öffentliche Arbeiten hinterlegt sein soll, ausgesprochen. Die breite Masse der Mieterschaft wird sich gegen dieses phantastische Projekt, das auf Ausbeutung der durch die Wirtschaftskrise schon so verelendeten Massen aufgebaut ist, mit allen Mitteln zu wehren wissen. Solche „Interessenvertreter“ gibt es also auch in den Reihen der Mieterverbände.

Ausgesetztes Kind.

Im Torweg des Hauses Towarowa 11 fanden gestern Vorübergehende ein Paket, in dem ein kleines Kind männlichen Geschlechts im Alter von annähernd 3 Monaten enthalten war. Das ausgesetzte Kind wurde der Polizei übergeben, die es in das städtische Findelhaus schaffte. Nach der Mutter des Kindes wird gefahndet. (a)

Mörderische Arbeitslosigkeit.

Der in der Krzywiezka 1 wohnhafte 35jährige erwerbslose Ludwik Majanowski nahm gestern in seiner Wohnung in selbstmörderischer Absicht Sublimat zu sich und zog sich eine heftige Vergiftung zu. Ein Arzt der Rettungsbereitschaft erteilte dem Lebensmüden Hilfe und ließ ihn in das Radogoszjer Krankenhaus bringen. (a)

Vor dem Hause Petrikauer 220 erlitt gestern die 60jährige und beschäftigungslose 60jährige Janina Surzynska einen Schwächeanfall infolge Hungers und Entbehrungen. Nach erteilter Hilfe wurde sie vom Arzt der Rettungstation der städtischen Krankenanstalt zurgeföhrt. (a)

Der Nachdienst in den Apotheken während der Osterfeiertage.

In der Nacht zum 27. März: A. Potasz, Plac Koscielný 10; A. Charemza, Pomorska 10; E. Müller, Piotrkowska 46; M. Epstein, Piotrkowska, 225; B. Gorczynski, Przejazd 59; G. Antoniewicz, Babianicka 50.

In der Nacht zum 28. März: S. Janielewicz, Alter Ring 9; B. Gluchowski, Narutowicza 6; E. Hamburg, Glowina 50; L. Pawlowski, Petrikauer 307; A. Piotrowski, Pomorska 91; L. Stodl, Biwanowskiego 37.

In der Nacht zum 29. März: J. Kopywiski, Nowomiejska 15; S. Trawlowka, Brzezinska 56; M. Rozenblum, Erdmiejka 21; M. Bartoszewski, Petrikauer 95; J. Klupt, Kontna 54; L. Czogni, Rzgowska 59.

Außerdem sind sämtliche Apotheken während der beiden Osterfeiertage am Tage von 10 Uhr vormittags bis 12 Uhr geöffnet. (a)

Frühester und spätester Ostertermin.

Der Ostertermin schwankt zwischen dem 22. März und dem 25. April. Wie der späteste Termin selten vorkommt, so auch der früheste. Von allen den vielen hundert Millionen, die heute auf der Erde leben, ihren Kindern und Enkeln wird es wohl kaum einen geben, der den nächsten Ostertermin erlebt, der auf den 22. März fällt. Auch dürfte es unter den jetzt lebenden Menschen nur ganz wenige geben, die schon lebten, als der Ostertermin das letzte Mal auf den 22. März fiel. Das war nämlich im Jahre 1818. Es müßte also jemand, der dieses Osterfest erlebt haben wollte, mindestens 114 Jahre alt sein. Das nächstemal, wenn Oster Sonntag auf den 22. März fällt, wird man das Jahr 2285 schreiben; es dauert also noch 353 Jahre. Etwas anderes ist es zufällig mit dem spätesten Termin, dem 25. April. Auf diesen Tag fiel der Oster Sonntag zum letzten Male im Jahre 1886, und schon im Jahre 1943 wird der Oster Sonntag abermals auf den 25. April fallen.

Tragödien um Kinder.

Von einem Pferde erschlagen.

Der 10jährige Friedrich Schmidt aus Brzeziny kam gestern mit seinen Eltern zu seinem in der Wolezanska 197 wohnhaften Großvater Gustav Pels zu Besuch. Der Knabe begab sich in den Pferdestall, in dem ein Pferd des Großvaters stand. Als er sich dem Tier näherte, schlug dieses aus und traf ihn so heftig an den Kopf, daß der Knabe einen Schädelbruch davontrug. Als der Arzt der Bereitschaft der Krankenanstalt eintraf, konnte er nur noch den Tod feststellen. An der Leiche wurde bis zum Eintreffen der Untersuchungsbehörden ein Polizeiposten aufgestellt. (p)

5jähriger Knabe im Brunnen ertrunken.

Der Paporkowskiego 121 wohnhafte arbeitslose 28jährige Alfred Müller begab sich gestern mit seiner Frau Emma und seinem 5jährigen Söhnchen Erich zu seinem

Unser Land ist groß und hat viele Reichtümer, aber...

Betrachtung über die natürlichen Bodenschätze Polens.

Die wirtschaftliche Blüte eines Landes stützt sich auf seine natürlichen Schätze, welche man weder herstellen noch erzeugen kann. Aber nicht die toten in der Erde ruhenden Schätze, sondern erst deren Gewinnung und Verwendung entscheiden über den Reichtum eines Landes. Wenn wir unser Land auf seine Schätze hin näher untersuchen, so kommen wir zu dem Ergebnis, daß es in Europa nur wenige Staaten gibt, die so reichlich mit den verschiedensten Bodenschätzen ausgestattet sind, wie unser Vaterland Polen.

Diese Schätze befinden sich hauptsächlich in den älteren Erdschichten. Aus diesem Grunde ist ganz besonders der südliche Teil Polens damit ausgestattet, weil hier die Arbeit des Gletschers nicht so zu spüren ist wie im nördlichen Polen, wo sich die älteren Erdschichten tief unter den vom Gletscher hergebrachten und abgelagerten lockeren Schichten (Sand, Kies, Lehm usw.) befinden. Die geologische Struktur hat es veranlaßt, daß die Reichtümer sich auf zwei ganz verschiedenen Gebieten konzentrieren, die sich jedoch auf eine wunderbare Art und Weise gegenseitig ergänzen. Diese Gebiete sind die Schlesiische und Kleinpolnische Höhen einerseits und die Karpathen und das Vorkarpathische Hochland andererseits.

Mit Rücksicht auf die Bedeutung, welche die Steinkohle als natürlicher Brennstoff für die Entwicklung der Industrie hat, muß der Steinkohle der erste Platz unter den Bodenschätzen eingeräumt werden. Sie kommt im sogenannten Schlesiisch-Polnischen Kohlenbecken vor, welches in die Kohlenreviere von Oberschlesien, Teschener Schlesien, Dombrowaer Becken und Krakauer Becken zerfällt. Der Wert der Kohle, welche mit Recht als die Grundlage der modernen Industrie und des Verkehrs angesehen werden darf, hängt von deren 1) Qualität, 2) Quantität und 3) Zugänglichkeit ab. Was die Qualität anbelangt, so gehört die Kohle Oberschlesiens, obzwar sie der englischen und der rheinländischen nachsteht, zu den besten Kohlen der Welt und hat nur 5 Prozent Asche, dafür aber 70—80 Prozent Kohlenstoff. Infolgedessen eignet sie sich sehr gut zur Herstellung von Koks und Leuchtgas. Dagegen ist die Kohle im nördlichen und östlichen Teil des Beckens mager und eignet sich nicht zur Herstellung von Leuchtgas und Koks, sondern findet ihre Verwendung nur als Brennmaterial. Die genaue Kohlenmenge auf unserem Gebiete konnte, trotz eifriger diesbezüglicher Forschung, noch nicht festgestellt werden. Wie bisher bekannt, kommt sie auf einem Gebiete von 5700 Quadratkilometern vor, und die Kohlenreserven werden auf 100 Milliarden Tonnen berechnet. Wichtig ist auch die Zugänglichkeit der Kohlenlager. Unsere Kohlenlager liegen flach, sie reichen manchmal fast bis an die Oberfläche und sind die.

Außerdem hat Polen Braunkohle verschiedener Alters. Diese ist jedoch bedeutend jünger als die Steinkohle. Die ältesten Braunkohlenlager aus dem Triastr-Zeitalter liegen in der Nähe des Steinkohlenbeckens. Jüngste Braunkohle findet man an mehreren Stellen des vorkarpathischen Hochlandes, bei Kolomyja und in der Umgebung von Lemberg, sowie auf der Grenze von Podolien und Wolhynien (Rawa Ruska, Zolkiew, Plozow, Arzemiesnie). Aus diesem Zeitalter stammen auch Braunkohlenlager im polnischen Tiefland, sowohl an der Weichsel (bei Dobrzyn, Wloclawek und Pommerellen), als auch an der Warthe (bei Kolo, Konin und im Posenischen).

Torflager befinden sich hauptsächlich auf den nördlichen Höhen als Resultat verpumpter und zugewachsener Seen, sowie auf dem Tiefland auf abflusslosen Wiesen. In den südlichen Höhen und im Gebirge kommen Torflager seltener vor.

Der Wert unserer Kohlenlager wird noch dadurch ganz beträchtlich erhöht, daß sich in seiner unmittelbaren Nähe größere Erzlager befinden. Weil die Erze ebenfalls wie die Kohle Schwerprodukte sind, erhöhen sich die Produktionskosten ganz beträchtlich, wenn man die Kohle nach den Erzlagern oder auch umgekehrt die Erze nach den Kohlenlagern zur Verarbeitung transportieren muß. Dadurch, daß in unseren Kohlenbecken das Erz neben der Kohle lagert, wird die Entwicklung des Hüttenwesens sehr erleichtert. Von den Erzen sei in erster Linie das Eisenerz erwähnt, welches in Oberschlesien (Brauneisenerz 40 Prozent), zwischen Olsasz und Tschenschochau (Tschenschenerz von 35—40 Prozent), jedoch am meisten unweit des Kamienna-Flusses in der Umgebung von Konkie, Starzyska, Starachowice, Kielec und Suchedniow (Braun- und Tscheneisenerz von 35 Prozent) vorkommt.

In unmittelbarer Nähe des Kohlenreviers treffen wir auch auf beträchtliche Mengen von Zink- und Bleierz. 90 Prozent des Zinkerges, die sogenannte Zinkblende und Galmei, befindet sich in Oberschlesien. Das Bleierz, der sogenannte Bleisilber, kommt in ganz Oberschlesien, aber auch in der Umgebung von Kielec und Chenciny vor und hat eine kleine Beimengung von Silber. Außer den Eisen-, Zink- und Bleierzen finden wir auf dem genannten Gebiet noch andere Erze, so z. B. Kupfer in der Umgebung von Kielec (Kupferberg), etwas Silber in Ober-

schlesien und bei Olsasz, sowie Kadmium in Oberschlesien (90 Prozent der Weltproduktion). Uebrigens können die geologischen Nachforschungen, die bisher nur in Oberschlesien und im Krakauer Revier intensiv betrieben wurden, auch in Kongresspolen uns noch viel bereits bekannte oder vielleicht auch sogar noch unbekannte Mineralschätze entdecken.

Im ganzen mittleren und östlichen vorkarpathischen Hochland, vom Flußtal des Dunajec bis an die Grenze der Bukowina, kommen Naphthaquellen vor. Die wichtigsten Naphthaorte sind: Boryslaw, Schodnica und Tustanowice. Naphtha wird im allgemeinen als sehr wichtiger Schatz eines Landes angesehen, umso mehr, da diese nur in einigen wenigen Ländern der Welt vorkommt, in Europa beispielsweise nur in Polen und Rumänien. Aus Naphtha werden die verschiedensten Produkte, wie Petroleum, Benzol, Paraffin, Schmieröl, Naphthalin usw., hergestellt.

Der Herkunft nach mit der Naphtha verwandt ist das Erdgas, welches in Europa nur bei uns in Polen vorkommt, und zwar bei Boryslaw, Dzwiniacz und Starun. Als großer Naturertrag kann auch das in den Naphthagegenden vorkommende Erdgas angesehen werden, welches in entsprechend gebauten Röhren nach den Städten geleitet und hier zur Beleuchtung bzw. Kraftzwecken Verwendung finden kann.

Auch Bernstein, dessen Heimat Sambien und das Ufer der Ostsee ist, kommt bei uns am Narew, in Polesie und Wolhynien vor, wohin er in der Diluvialzeit vom Gletscher hingetragen worden ist.

Steinsalz befindet sich in unserem Lande in zwei Gebieten: 1) im ganzen vorkarpathischen Hochlande und 2) in Rußland. Die reichsten, berühmtesten und ältesten Salzgruben befinden sich in Wieliczka und Bochnia. In Wieliczka wurde das Salz bereits im 12. Jahrhundert abgebaut. Außerdem befinden sich in diesem Gebiet Kalk- und Magnesiumsulfate und im Streifen der südlichen Höhen — Gips.

Wir haben in Polen auch große Vorräte von Baumaterialien. Hierher gehören die Feldsteine, die jedoch fremder Herkunft sind und vor allen Dingen auf dem Gebiet des Tieflandes und der Seenplatte vorkommen. Im südlichen Hochlande haben wir die verschiedenartigsten Felsgesteine, welche für die Technik, Architektur usw. eine Bedeutung haben können. Vom Urgestein seien besonders erwähnt die Granite Podolens, Wolhyniens und des Tatra-Gebirges sowie die Porphyre der Krakauer Umgegend. Die Karpathen liefern verschiedene Arten von Sandstein, der zu Bauzwecken Verwendung findet. Insbesondere seien auch die alten Kalksteine, Marmor genannt, in der Umgegend von Kielec und Chenciny erwähnt, die hier in verschiedenen Farben vorkommen und für die schöne Baukunst und Architektur Verwendung finden. In Dembitz bei Krakau kommen schwarze Kalksteine vor. Ueberhaupt sind Kalkfelsen bei uns sehr reichlich (die Kielecer Berge, Krakau-Wielunier Jura, Pieniny, die westliche Tatra), deshalb trifft man auch an sehr vielen Orten Kalköfen an, in welchen der Kalkstein gebrannt wird.

Auch die Mineralquellen können zu den Erbschätzen eines Landes gezählt werden, weil ihre Wasser entweder zu Heilzwecken oder auch zu Industriezwecken verwendet werden können. So gewinnt man z. B. aus Salzquellen Kochsalz. Von den Orten mit Mineralquellen seien genannt: Rabla, Inowroclaw, Ciechocinek, Solec, Busil — mit salzhaltigen Quellen; Truskawiec, Swoszowice, Niemirów — schwefelhaltige Quellen; Szczawnica, Maleniczow, Krzywiec — saure Quellen.

Aus obigem ist zu ersehen, daß unser Land viele Reichtümer besitzt, daß es damit so reichlich ausgestattet ist, wie fast kein anderes Land Europas. Wenn wir zu dem bereits Gesagten noch hinzufügen, daß große Gebiete unserer polnischen Vaterlandes jeher gute Ackerböden aufweisen, so wirkt sich uns unwillkürlich die Frage auf, weshalb ist das Glend so groß, weshalb der wirtschaftliche Niedergang? Fehlt es etwa an Arbeitshänden? — Die Antwort hierauf ist nicht schwer: Die Bodenschätze, die doch eigentlich Allgemeingut sein müßten, sind von einigen wenigen „Baronen“ in Beschlag genommen worden. Diese Kohlen-, Erz- und sonstigen Barone bestimmen den Arbeitslohn und auch die Preise für die gewonnenen Schätze. Die Besten stecken sich riesige Gewinne ein, den leitenden Direktoren werden Riesengehälter gezahlt, die weit mehr als das Hundertfache vom Verdienste eines Arbeiters ausmachen. Gehälter von 10 tausend Zloty pro Monat kommen auch vor. Und der arme Produzent, der Arbeiter und Bauer, verarmt immer mehr und mehr. Es gibt hier nur einen Ausweg: Die Bodenschätze müssen Allgemeingut werden, und die Allgemeinheit muß auf die Gewinnung und Verarbeitung der Schätze sowie auf die Festsetzung der Löhne des zu erzielenden Gewinnes und der Preise für die Produkte einen entscheidenden Einfluß haben.

Ernst Freymuth.

Schwiegervater Wilhelm Erdmann im Dorfe Waliszow, Gemeinde Jastonna, Kreis Sieradz, wo er die Feiertage verbringen wollte. Der kleine Erich ging auf den Hof und an den Brunnen, in den er hinuntertauchte. Dabei verlor er das Gleichgewicht und stürzte in die Tiefe. Obgleich

sofort Hilfe zur Stelle war und der Knabe nach kurzer Zeit herausgezogen wurde, war es doch bereits zu spät. Man konnte nur noch die Leiche bergen. Die unglückliche Mutter trug einen Gehirnschlag davon und mußte in ein Krankenhaus in Sieradz überführt werden. (p)

Auch du mein Liebling



erhältst von morgen ab Scotts Emulsion, die dir Gesundheit bringen wird, wie schon vielen Millionen anderen Kindern. In allen Ländern der Erde gibt jede gute Mutter ihrem Kinde die bestbewährte Scotts Emulsion, die durch ihren Reichhalt an Vitaminen, das Wachstum fördert und den zarten Kinderkörper vor Rachitis, Skrofulose, Infektionskrankheiten (Grippe, Keuchhusten usw.) schützt. Aber es muß nur die echte Scotts Emulsion sein. Jetzt schon für 21. 2.50 überall zu haben.

Aus der Geschäftswelt.

Feiertagsfajon im Konjum. Die großen Geschäftsräume des Warenhauses „Konjum“ bei der Widzemer Manufaktur (Koscicinska 54, Tramwayfuhr mit Nr. 10 und 16) sind insbesondere in der Vorfeierlagszeit von den vielen Kaufenden völlig belagert — ein Beweis, daß das Lodzger Publikum weiß, wo es gut und billig einkaufen kann. Der „Konjum“ entwickelt sich dank seiner vorzüglichen Organisation vorzüglich und ist auch den verwöhnten Ansprüchen in jeder Weise gewachsen. Man kann im Konjum alles kaufen, von den billigsten bis zu den teuersten Waren, Stoffen, Galanterieartikeln, Damen-, Herren- und Kinderkonfektionen, Wäsche, Kolonialartikeln und Haushaltungsgegenständen usw. Und alles das zu niedergewiesenen niedrigen Preisen.

Von der Firma Schenker und Co. Im Zusammenhang mit der Nachricht von der Entziehung der Konzession zur Erledigung von Zollformalitäten des Speiditions-Hauses Schenker und Co. in Warschau, konnten wir erfahren, daß die Ursache dazu drei Grenzfilialen gaben, denen unwillkürlich bei der Verzollung Fehler unterlaufen sind.

Kunst.

Goethe-Nachruf vor 100 Jahren.

Aus einer alten Zeitschrift.

Im Jahre 1832, ein halbes Jahr nach Goethes Tod, konnte man in der Zeitschrift „Der Sachsenfreund“ lesen: „Wie zu erwarten, ist Goethe nun vergessen. Wir weisen ja darauf hin, daß er keine menschlichen Gefühle kannte. Anteilnahme an der Menschheit war ihm unbekannt, ausgenommen den Kreis exklusiver Gesellschaft, dem er angehörte. Er hat niemals für einen anderen Menschen etwas Gutes getan, wovon er nicht selbst Nutzen hatte. Seine Werke? Nun ja, sie werden leben, das will sagen, die 6 bis 8 Bände, die übrig bleiben von den 40. Das Weizenkorn wird dauern und der Heffel in Vergessenheit geraten.“

Internationaler Wettbewerb für Gesang und Violine.

Der große Wettbewerb für Gesang und Violine, der in Wien in der Zeit vom 5. bis 19. Juni stattfindet, wird sich aller Voraussicht nach zu einer wirklich internationalen Konkurrenz gestalten.

Die Jury dieser Konkurrenzen, die unter dem Vorsitz des Operndirektors Clemens Krauß ihre Entscheidungen treffen wird, hat in den letzten Tagen durch die Zusätze von Dr. Serge Rauffewitzky, Boston, Hans Dusan, Lotte Lehmann, Elisabeth Schumann, Paula Mart-Meuffer, Roja Papier-Baumgartner, Helene Sutter-Kottlar, Frankfurt, und anderen eine wichtige Vermehrung der Prüfer erfahren.

Die Aufteilung der von der Stadt Wien für den internationalen Wettbewerb für Gesang und Violine gestifteten Geldpreise von zusammen 20 000 Schilling wurde folgendermaßen festgesetzt: ein erster Preis für Gesang und Violine in der Höhe von 5000 Schilling; zwei zweite Preise zu je 3500 Schilling. Außerdem gelangen Studienstipendien an bedürftige Preisträger zur Verteilung.

Das Büro des Wiener Festauschusses, Messerplatz, erteilt alle gewünschten Auskünfte.

Ein unbekanntes Jugendwerk von Richard Strauß in Dresden gefunden. In Dresdener Privatbesitz fand sich das eigenhändige Manuskript eines bisher unbekanntes Jugendwerkes von Richard Strauß. Es handelt sich um eine im Jahre 1882 komponierte Romantze für Cello und Klavier, die dem damaligen Dresdener Kammermusiker Ferdinand Boeckmann gewidmet ist. Das Werk, das keine nähere Opuszahl aufweist und das mit seinen weitgeschwungenen Melodiebogen und seinem oft rhapsodischen Stil schon alle Merkmale des späteren Strauß zeigt, befindet sich im Besitz des Pianisten Horst Kiehl.

Das Konzert von Bronislaw Huberman. Das letzte Meisterkonzert der diesjährigen Saison wird, wie bereits berichtet wurde, am kommenden Dienstag, den 29. März, abends um 8.30 Uhr in der Philharmonie stattfinden und von dem besten Geiger der Welt, Bronislaw Huberman, bestritten werden. Der geniale Geiger wird ein herrliches Programm, wie folgt, zur Ausführung bringen: Beethoven, Bach, Janiejew, Tschajkowskij, Chopin, Smetana u. a. Am Klavier der glänzende Pianist Siegfried Schucke.

Konzert des künstlerischen russischen Balalaita-Ensembles. „Unter dem Samowar... Balalaita“ — unter diesem Motto wird in der Philharmonie am zweiten Osterfeiertag nachmittags um 3.30 Uhr das russische, künstlerische Balalaita-Ensemble ein Konzert geben. Das Ensemble steht unter Leitung des glänzenden Dirigenten Eugenjusz Dubrowin. Außerdem wirken 7 Solisten mit. Einige der wichtigsten Nummern des Programms sind: Prolog über den Samowar und die Balalaita, Solo- sowie Chorgesänge, Hufarenmarsch, Futuristische Polka, In den Bergen des Kaukasus, Gajda-Trojka, Abfahrt der Equipage, Tschertessenmarsch, Dzim-dzim, Balalaita. Außerdem gelangen eine ganze Reihe Lieder und Zigeunerromenzen zur Aufführung, alle in originellen malerischen Trachten.

Aus dem Reiche.

Petrkau. Opfer des Osterschießens. Im Dorfe Arzewies, Kreis Petrikau, zerbrach bei der Veranstaltung eines Osterschießens durch Bauernburshen ein Stein bei der Explosion einer Petarde. Durch die Stein splitter wurden ein gewisser Stanislaw Lewandowski und Artur Landau schwer verletzt. Lewandowski mußte in ein Krankenhaus in Petrikau überführt werden, während Landau der Pflege seiner Anverwandten überlassen werden konnte. (a)

Supca. Auflösung des Finanzamts. Wie uns von der Finanzammer mitgeteilt wird, wird am 1. April auf Anordnung des Finanzministeriums das hiesige Finanzamt aufgelöst. Alle Obliegenheiten dieses Amtes werden von dem Finanzamt in Konin übernommen.

Radomsl. Selbstmord wegen Zwangsversteigerung. In dem Marktsiedel Gorzlowice, Kreis Radomsl, sollte beim örtlichen Landmann Antoni Michalal eine Zwangsversteigerung stattfinden. Als der Gerichtsvollzieher mit den Kauflustigen auf dem Gehöft des Michalal erschien, ging dieser nach dem Viehstall und erhängte sich. Die Zwangsversteigerung wurde daraufhin abgejagt. Die Leiche Michalals wurde bis zum Eintreffen der gerichtsarztlichen Kommission unter Polizeiaufsicht gestellt.

Raminfl. Blinder Passagier unter den Rädern eines Eisenbahnzuges. Auf der Station Raminfl wollte der 34jährige Arbeiter Jan Lofinski auf einen bereits in Fahrt befindlichen Güterzug aufspringen, um als blinder Passagier nach seinem Heimatdorfe zu fahren. Hierbei glitt er auf dem Trittbrett aus und stürzte unter die Räder des Zuges, wobei ihm beide Beine abgefahren wurden. Der Schmerzverwundete wurde in ein Krankenhaus überführt, wo er kurz darauf verstarb. (a)

Der Aleingarten.

Kranke Dahlienknohlen.

Dahlienknohlen sind im Winterquartier öfter zu überprüfen, ob sich nicht kranke Knohlen darunter befinden, denn die gefährden auch die gesunden Knohlen. Besondere Bedeutung kommt den Knohlenfäulen zu. Nafsfäulen der Knohlen können durch verschiedene Pilzarten verursacht werden. Die von dem Pilz Botrytis cinerea verursachte Nafsfäule ist durch graue Schimmelüberzüge, die von dem Pilz Sclerotinia sclerotiorum verursachte Nafsfäule durch matteähnliche weiße Überzüge gekennzeichnet. Später treten da keine, schwarze, harte Gebilde im Pilzgeslecht auf. Unter den Überzügen werden die Knohlen feucht. Die Trockensäule der Knohlen wird durch verschiedene Fusariumpilze und auch von dem Pilz Verticillium dahliae verursacht. Schimmelüberzüge zeigen ihr Wirken an, und dann eben die Trockensäule, die sie verursachen.

Von den erwähnten Krankheiten befallene Knohlen und auch solche, die mit ihnen in Berührung gekommen sind, müssen aus dem Winterquartier entfernt und verbrannt werden. Keinesfalls darf man sie auf den Komposthaufen werfen.



Das erste Bild vom Stadtbahnunglück in Neapel. Die ineinandergehobenen Wagen, in denen sich die Toten und die meisten Verwundeten befanden. Auf der elektrischen Stadt- und Untergrundbahn in Neapel stießen zwei Züge in dem Tunnel unter der Piazza Garibaldi zusammen. Sechs Personen wurden dabei getötet, weitere 27 erlitten zum Teil schwere Verletzungen.

In eigener Sache.

Immer war es das stärkste Bedürfnis der „Lodzger Volkszeitung“, der Dolmetsch der deutschen Werttätigen zu sein.

Die „Lodzger Volkszeitung“ ist Führerin und Dienerin zugleich, sie ist Berater und Beschützer, Freund und mahnendes Gewissen.

Die „Lodzger Volkszeitung“ kämpft für Freiheit und Recht, für Völkerverbrüderung, für Brot und Arbeit, für Recht auf Sprache und Kultur.

Die „Lodzger Volkszeitung“ ist deshalb das Blatt der werttätigen Deutschen, sie gehört in seine Familie, sie ist seine tägliche geistige Nahrung.

Die Betrachtungen, welche die „Lodzger Volkszeitung“ der politischen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung widmet, sind Bereicherung des Wissens, sind Belehrungen, liefern uns immer neue Waffen im Kampfe um unsere Lebensinteressen.

Der Deutsche und der Werttätige, der die Belange seines Volkes und seiner Klasse wahren will, muß die widerstreitenden Kräfte kennen, er muß wissen, was im Lande und in der Welt vorgeht. Er muß die „Lodzger Volkszeitung“ lesen!

Wie fragen:

Bist Du schon ständiger Leser der „Lodzger Volkszeitung“?

Wenn nicht, so werde es sofort!

Wenn ja, dann werde einen neuen Abonnenten!

Werdet Leser und werdet Leser.

denn die „Lodzger Volkszeitung“ ist die geistige und unentbehrliche Waffe der Deutschen!

Die „Lodzger Volkszeitung“ kostet nur 4 Zloty monatlich, 1 Zloty wöchentlich und 15 Groschen das Einzelheft (Sonntags 25 Groschen).

Aus dem deutschen Gesellschaftsleben

Deutsche Bühne Tholia.

Am 2. Osterfeiertag „Böhmische Musikanten“.

Unser Deutsches Theater hat in Folge Lokalschwierigkeiten leider länger pausieren müssen, als es ihm und den Freunden des Theaters lieb gewesen ist. Nun sind diese Hindernisse behoben und die weitere Tätigkeit des Ensembles wieder möglich. Am 2. Osterfeiertag, den 28. März, bringt der Theaterverein das erfolgreiche große Singpiel von Bernhard Grün „Böhmische Musikanten“ in erster Wiederholung heraus. Das Stück hat überall begeisterten Beifall gefunden. Die Truppe des Thaliabereins hat mit diesem großen Singpiel, ergänzt durch einige neue Gesangsstücke, einen weiteren Erfolg errungen. Hedwig Kulstewicz, Julius Kerger, Anita Kunkel, Helene Enzinger, Max Anweiler und Richard Jerbe hatten mit ihrem hervorragenden Spiel alle Zuschauer bezaubert und begeistert. Insbesondere hatte das Spiel von Hedwig Kulstewicz und Julius Kerger sowie des Gegenpaars Fr. Kunkel und Max Anweiler Beifall und Bewunderung erregt. Kerger hat außerdem seine Befähigung als trefflicher Intendant erwiesen, die farbenprächtigen und geschmackvollen Kostüme und die tadellosen Bühnenbilder brachten ihm neuen Beifall ein. Artur Heine erwies sich wieder als ausgezeichnete Regisseur und Schauspieler von Rang. Es ist zu hoffen, daß die Aufführung des Singpiels am 2. Osterfeiertag sich zu einem weiteren großen Erfolg des Theatervereins gestalten und ein volles Haus erbringen wird. Zum Kartenvorverkauf, der recht roge ist, beachte man bitte die Anzeigen.

Der Leser hat das Wort.

Für diese Rubrik übernimmt die Schriftleitung nur die pressegesetzliche Verantwortung.

Dank.

Die große Goethe-Gedächtnisfeier der Lodzger Deutschen ist verklungen. Ein würdiger Verlauf der Feier und überaus starke Beteiligung von Seiten der deutschen Gesellschaft haben Zeugnis davon abgelegt, wie lebendig die Verbundenheit mit dem geistigen Erbe des Dichters und wie tief der Wille zu geistigen Dingen im Lodzger Deutschum verwurzelt ist. Der Festabend, eine Rundgebung einbrudsvollsten Stils, hat die Lebensfähigkeit unseres eigenen kulturellen Wollens aufgezeigt und wird sicherlich nicht unbeachtet bleiben.

Es ist dem unterzeichneten Ausschuss ein aufrichtiges Bedürfnis, allen Mitwirkenden und allen denen, die in ihrer Weise zum Gelingen des Abends beigetragen haben, Dank zu sagen und ihnen Anerkennung zu zollen. Es ist für ihn kein Zweifel, daß diese Feier nur in engster Zusammenarbeit mit ihnen verwirklicht werden konnte.

Der Uebersehuf von 418,10 Zloty gibt dem Ausschuss die Möglichkeit, die für die deutsche Schuljugend geplanten drei Goethe-Feiern in allernächster Zeit zu veranstalten. Der Eintritt zu diesen wird kostenlos sein.

Der Ausschuss für die Goethefeiern der Deutschen in Lodz.

Radio-Stimme.

Sonnabend, den 26. März.

Polen.

Łódź (233,8 M.).

12.10 und 15.50 Schallplatten, 16.05 Kinderstunde, 16.30 Schallplatten, 17.10 Ostern unter den Bäumen, 17.35 Schallplatten, 17.45 Vortrag über Siegmund, 18 Uebertragung aus Krakau, 18.50 Hörspiel aus Warschau, 20 Feuilleton, 20.15 Abendkonzert, 22.10 Chopinkonzert, 22.40 Nachrichten.

Ausland.

Berlin (716 Hz, 418 M.).

11.15 und 14 Konzert, 15.20 Jugendstunde, 16.30 Unterhaltungen, 20 Konzert, 22.35 Heiteres zu Ostern, 23 Sinfonie.

Königswusterhausen (933,5 Hz, 1635 M.).

12.10 Schallplatten, 14 Konzert, 14.50 Kinderbastelstunde, 15.45 Frauenstunde, 16.30 Konzert, 17.30 Für die Gesundheit 20 Konzert.

Langenberg (635 Hz, 472,4 M.).

13 Konzert, 14.55 Wochenendkonzert, 15.50 Kinderstunde, 16.40 Englisch, 17 Konzert, 18 Frauenstunde, 20 Sonnabend-Konzert.

Wien (581 Hz, 517 M.).

11.30 Konzert, 13.10 Konzert, 15.25 Berühmte Künstler, 17 Orchesterkonzert, 19.45 Poße: Der Barometermacher auf der Zauberinsel, 22.30 Konzert, 23 Sinfonie.

Prag (617 Hz, 487 M.).

12.45 Konzert, 15.30 Harfenvorträge, 18.25 Deutsche Sendung, 19 Unter dem Apfelbaum, 22.25 Unter Abend.

Sonntag, den 27. März.

Polen.

Łódź (233,8 M.).

10 Gottesdienst, 12.15 Schallplatten, 16 Hörspiel und Konzert, 17 Schallplatten, 18 Kinderstunde, 18.30 Lieder, 19 Leichte Musik, 20.15 Feuilleton, 20.30 Populäres Konzert, 21.45 Literarische Viertelstunde, 22 Tanzmusik.

Ausland.

Berlin (716 Hz, 418 M.).

10 Ostergottesdienst, 11 Kinderstunde, 11.30 Bach-Kantate, 12.25 Konzert, 14.30 Konzert, 15.30 Radrennen auf der Olympia-Bahn, 16 Unterhaltungsmusik, 18 Plänkchen und Anton, 19 Schallplatten, 19.50 Sportnachrichten, 20 Orchesterkonzert, 22.20 Heitere Orchesterstimmen.

Königswusterhausen (933,5 Hz, 1635 M.).

12.25 Konzert, 14 Stunde aus „Wandsbieder Boten“, 14.30 Ostern in der Musik, 15.25 Musikalische Ostergeschichte, 18.05 Der ewige Garten, 19 Konzert aus Neuport, 19.30 Operette: „Die Bajadere“.

Langenberg (635 Hz, 472,4 M.).

11.30 Bach-Kantate, 12.15 Konzert, 15.25 Feierstunde des Arbeiters, 16.30 Militärkonzert, 18.20 Goethe und die Musik, 19 Sinfoniekonzert, 20.05 Oper: Meisterspiele.

Wien (581 Hz, 517 M.).

9.50 Sinfoniekonzert, 12 Unterhaltungskonzert, 13.30 Mandolinemusik, 15.05 Dokumente der Zeit, 15.35 München-Wien, 17.35 Fröhliches Allerlei, 19.30 „Die Bajadere“, 22.30 Zwei Jahre Tonfilm.

Prag (617 Hz, 487 M.).

10 Geistliche Musik, 11 Populäres Konzert, 16 Konzert, 18 Deutsche Sendung, 19.30 Operette, 22.30 Jazzmusik.

Montag, den 28. März.

Polen.

Łódź (233,8 M.).

12.15 Sinfoniekonzert, 15 Musik, 15.20 Sendung: „Dynamus“, 15.35 Hörspiel für Kinder, 16.20 Schallplatten, 16.40 Ostermysterium, 16.55 Schallplatten, 17.15 Von dem Freiheitskampf der indischen Frauen, 17.30 Sprachenede, 17.45 Nachmittagskonzert, 19 Verschiedenes, 19.25 Filmschau, 19.45 Hörspiel, 20.15 Operette: „Das süße Mädel“, 22.30 Nachrichten, 22.45 Tanzmusik.

Ausland.

Berlin (716 Hz, 418 M.).

11 Posaunenchor, 11.30 Bach-Kantate, 12.30 Konzert, 14 für Kinder und Eltern, 15.10 Die Comedian Harmonists singen, 16.45 Unterhaltungsmusik, 18.45 Kammermusik, 20 Funtopotpourri, 22.40 Tanzmusik.

Königswusterhausen (933,5 Hz, 1635 M.).

11 Ostererlebnis eines Pfadfinders, 11.30 Bach-Kantate, 19 Stunde Kurzweil.

Langenberg (635 Hz, 472,4 M.).

11 Ungebrachte Dichter, 11.30 Bach-Kantate, 13 Konzert, 15.30 Männer um Goethe, 16.30 Konzert, 18.20 Elternstunde, 19 Eine Stunde Kurzweil, 20 25 Jahre Berliner Oper.

Wien (581 Hz, 517 M.).

11 Wissen der Zeit, 11.30 Gedenksfeier im Geburtsort Haydn, 12.40 Unterhaltungskonzert, 15.50 Eine Stunde bei Josef Strauß, 15.30 Konzert, 17 Polisch-Quartett, 19.30 Vorträge auf zwei Madieren, 20 Funtopotpourri, 22.50 Tanzmusik.

Prag (617 Hz, 487 M.).

11 Slowakische Kompositionen, 16 Konzert, 16.45 Tanzmusik, 18 Deutsche Sendung, 20 Blasmusik, 21 Orchesterkonzert, 22.20 Konzert.

Dienstag, den 29. März.

Polen.

Łódź (233,8 M.).

12.10 Schallplatten, 15.25 Vortrag für Naturisten, 15.45 Börsenbericht, 15.50 Kinderstunde, 16.20 Vortrag für Naturisten, 16.40 Schallplatten, 17.10 Vortrag über gestorbene Götter, 18.50 Verschiedenes, 19.30 Filmchau, 20 Ueber Kino- und Kaffee-Haustromantik, 20.15 Populäres Konzert, 21.45 Briefkasten, 22 Klavierregital, 22.50 Tanzmusik.



Die Auflösung des Memel-Landtags.

Die letzte Sitzung des Memelländischen Landtags: Landepräsident Simmat (stehend) erklärt die Auflösung des Memel-Landtags, nachdem der Landtag ein Mißtrauensvotum gegen Simmat und sein Landesdirektorium angenommen hatte.

Ausland.

Berlin (716 Hz, 418 M.).

11.15 Konzert, 14 Schallplatten, 16.30 Unterhaltungsmusik, 17.50 Das Leben Haydn, 19.10 Violinmusik, 20 Zwei lustige Stunden.

Königswusterhausen (933,5 Hz, 1635 M.).

12.10 Schallplatten, 14 Konzert, 15 Kinderstunde, 15.45 Frauenstunde, 18.30 Der März als Gartenblumen-Monat, 20 Kabarett, 22.20 Unterhaltungsmusik.

Langenberg (635 Hz, 472,4 M.).

11.15 Hochschulreform, 12 Schallplatten, 13 Konzert, 15.50 Kinderstunde, 16.40 Frauenstunde, 17 Streichquartett, 20 Abendkonzert, 21.10 Hörspiel.

Wien (581 Hz, 517 M.).

11.30 Konzert, 13.10 Schallplatten, 15.20 Konzertstunde, 16.20 Bastelstunde, 16.50 Konzert, 19.40 Konzert, 21 Unbekanntes von Richard Wagner.

Prag (617 Hz, 487 M.).

11 Konzert, 12.20 Schallplatten, 15.30 Lieder, 18.25 Deutsche Sendung, 21 Lieder, 21.30 Klavierkonzert.

Der Rundfunk des Völkerbundes.

In der Nähe von Genf wird vom Völkerbund ein großer Kurzwellensender gebaut. Dieser Sender wird von zwei, in der ganzen Welt berühmten Rundfunkgesellschaften, der Marconi-Gesellschaft und der Societe Generale de

Die schönste Erinnerung zum Goethe-Jahr

sind Bücher über Goethe.



Goethe

Goethe „Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkenn!“ von Robert Hilbert

„Goethes Lebensweisheit“ von Emil Ludwig

Zeitgemäße Einbände mit Goldschriften. Original Buchhändler-Preis.

In jedes deutsche Heim gehört auch ein

Goethe-Bild

Goethe Bilder, Format 80x95 cm. verkauft zum Preise von 50 Groschen der

Buch- und Zeitschriften-Vertrieb

„Volkspreffe“

Petrikauer 109 (Łódzjer Volkszeitung).

Bestellungen auf Bilder nehmen auch die Zeitungsausträger entgegen.

Der wahre Jacob

die linksgerichtete deutsche Zeitschrift für Humor und Satire. Ercheinungsort Berlin.

Einzelnnummer zum Preise von 60 Groschen zu haben im

Zeitschriftenvertrieb „Volkspreffe“

Petrikauer 109 (Łódzjer Volkszeitung).

Verlangen Sie Probehefte.

L. S. F., errichtet. Die Völkerbundstation wird sich aus zwei Sendern von 20 MW Energie zusammensetzen, die auf den Wellenlängen 15, 18, 19 und 35 arbeiten werden. Die Antenneneinrichtungen gehören zu den neuesten Errungenschaften der Radiotechnik. Vermittels einiger zehn Antennen, die an eben so vielen Masten aufgehängt sind, wird in den verschiedensten Richtungen und auf den verschiedensten Wellenlängen gesendet werden, wobei jede Welle ihre Antenne besitzen wird. Der Völkerbundsender wird in der ganzen Welt gehört werden können.

Die Erbauung dieser dem Völkerbund zur Verfügung gestellten Station krönt ein Werk, das schon vor einigen Jahren begonnen worden ist, und zwar die Gründung des „Radiovölkerbundes der internationalen Radiounion“, dessen Sitz in Genf ist und der schon viel zur Verständigung unter den einzelnen Nationen beigetragen hat. Die Handlungen der internationalen Radiounion richten sich in diesem Falle ganz nach den Grundsätzen des Völkerbundes und sind um so weittragender, als die internationale Radiounion es verstanden hat, alle europäischen Rundfunkgesellschaften zu einem Ganzen zu einen und auch mit dem sowjetrussischen Rundfunk in Kontakt zu treten, der sich noch bis vor kurzem außerhalb des Einflusses der Union befunden hat.

„Süßes Mädel“, Operette von R. Reinhardt.

Am Ostermontag um 20.15 Uhr wird vor dem Mikrophon des Warschauer Senders die Operette „Süßes Mädel“ von Reinhardt in der Uebersetzung und Rundfunkbearbeitung von Michalina Matowiecka gespielt. Die drei Akte lange Operette hören wir in der Ausführung von: Dudydzowna, Gutowska, Sawicka, Wasiel, Miethysza und Janowski.

Vorträge.

Am Ostermontag um 16.40 Uhr spricht vor dem Petrikauer Mikrophon Dr. Janina Krolinska über „Das Mysterium der Osternacht vor 350 Jahren“.

Hörspiel.

Am Ostermontag um 19.45 Uhr sendet die Warschauer Station ein humoristisches Hörspiel von Wincenty Rapacki jun. unter dem Titel „Der Glückspilz“.

Deutsche Sozialistische Arbeitspartei Polens.

Chojny. Montag, den 28. März (2. Osterfeiertag), 10 Uhr vormittags, Vorstandssitzung. Auch die Vertrauensmänner nehmen an der Sitzung teil.

Börsennotierungen.

Geld.		Schekts.	
Dollar U.S.A.	8.89	Berlin	212.05
London	33.-	Łódz	173.75
Newport	8.92	Wien	---
Paris	35.91	Italien	---
Brag	26.40		
Schweiz	172.25		

Verlags-Gesellschaft „Volkspreffe“ m.b.H. — Verantwortlich für den Verlag: Otto A b l. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dipl.-Ing. Emil Berbe. — Druck: „Prasa“ Łódz, Petrikauer Straße 101

Auf RATEN! 3 ZŁOTY Damen-, Herren- Seide Stoffe P. CZERNIŁOWSKI
wöchentlich. und Steppdecken 72 PIŁSUDSKIEGO (Wschodnia) 72
Zinsen werden nicht zugerechnet! Kindergarderobe u. Schuhwerk empfohlen in großer Ausw. Front, 1. Etage Telefon 171-23

PRZEDWIOSNIE **Großes Feiertagsprogramm!**

Maurice CHEVALIER
im Film unter der Regie Ernst Lubitsch:

Der lustige Leutnant

Preise der Plätze:
1.30 Złoty, 90 Gr. und 60 Gr.
Vergünstigungskarten zu 75 Gr. für alle Plätze und Tage gültig, außer Sonnabends, Sonntags und Feiertags.
Passepartouts u. Freikarten an den Sonn- und Feiertagen ungültig.

Sonfilm-Theater **Jeromskiego 74/76**
Framzufahrt: Arn. 5, 6, 8, 9, 16.
Beginn der Vorstellungen am 4 Uhr; Sonn- u. Feiertags 2 Uhr d. letzten Vorstellung, um 10 Uhr.
Nächstes Programm: **Madame Satan.**
Nächstes Programm: **Wochenplan und Filmenleitungen.**

Nur auf kurze Zeit **Zirkus STANIEWSKI** **keine Zelte in Lodz aufgeschlagen.** **Die feierliche Eröffnung erfolgt morgen, Sonntag, d. 27. März um 4 Uhr nachm., an der Ecke Sienkiewicza u. Traugottstraße.**

hat der größte Zirkus in Polen

Neues großes imponierendes Programm. 20 weltberühmte Attraktionen. 3 Stunden Spannung u. Entzücken. Mogelesene Szenen. Weltenszation des Kapitäns Proffe, des unerschrockensten Tierbändigers der Gegenwart mit seiner märchenhaften Gruppe von 20 nubetischen und Berberlöwen, 60 reine arabische Pferde, 160 Affen, 300 exotische Tiere. Zwei Orchester. Eigene Kabifstation.
Der Zirkus ist mit 6000 Lampen und Reflektoren beleuchtet. Beim Zirkus — Tiergarten geöffnet von 10 Uhr früh bis 7 Uhr abends.

Achtung! Sonntag, den 27. März, und Montag, den 28. März, zu je zwei Vorstellungen um 4 und um 8³⁰ Uhr abends

Mit Rücksicht auf die überaus schwere wirtschaftliche Lage in der Gegenwart hat das **Krankenhaus des Hauses der Barmherzigkeit** für die Zeit der andauernden Krise eine Ermäßigung der Gebühren eingeführt, wobei **auf der Entbindungssituation** folgende Preise festgesetzt sind:

III. Klasse Zł. 100.— Zu diese Summe ist eingerechnet 10tägiger Aufenthalt. Entbindungssaal und ärztliche Hilfe.	II. Klasse Zł. 200.— Darin 10tägiger Aufenthalt und Entbindungssaal; für ärztliche Hilfe wird bis Zł. 100.— erhoben.	I. Klasse Zł. 300.— Darin 10tägiger Aufenthalt und Entbindungssaal; für ärztliche Hilfe nach Vereinbarung mit dem Arzt.
--	--	---

Die Verwaltung.

Johann Sebastian Bach
Matthäuspaffion
Aufführungen
am Freitag, den 1. April, abends 8 Uhr und am Sonntag, den 3. April, nachmittags 4.30 Uhr in der **St. Matthäikirche**

Ausführende:

Solisten: Jesus — Rudolf Wazke, Berlin.
Evangelist — Max Mansfeld, Berlin.
Sopran — Mia Neufinger-Thomassen, Berlin.
Alt — Hilbe Elger, Berlin.
Baß — Siegmund Jablonowski, Berlin.

Instrumentalsolisten: Cembalo — Walter Drwensti, Berlin.
Orgel — Paul Brückert.
Violine — die Herren Moriz Demal und Eugen Kande.
Oboe und Englisch Horn — die Herren Kleindienst, Warschau, und Brinke.
Flöbe — die Herren Kutarski u. Eisenmann

Chor I u. II: Der gemischte Chor des Lodzger Männer-Gesangvereins.
Orchester I: Das Lodzger Philharmonische Orchester.
Orchester II: Das Kammerorchester am Lodzger Männer-Gesangverein.
Knabenchor: 100 Schüler des Deutschen Gymnasiums.
Dirigent: Adolf Baue.

Der Reingewinn ist für die St. Matthäi-Kirche bestimmt.
Programme sind ab 21. März in der Drogerie des Herrn Arno Dietel, Petrikauer 157, Tel. 127-94, zu haben.

Deutsche Genossenschaftsbank
in Polen, A.-G.
Kapital: 1500000.—
Lodz, ul. Rezerwa 45/47, Tel. 197-94

empfiehlt sich zur **Ausführung jeglicher Bankoperationen** zu günstigen Bedingungen;
Führung von **Sparten in Złoty und Dollar** mit und ohne Kündigung, bei höchsten Tageszinsen.

Kirchengesangverein der St. Trinitatisgemeinde zu Lodz.
Montag, den 28. März l. J. (2. Osterfesttag)
pünktlich 4.30 nachm., im eigenen Lokale, 11-go Włostopadastr. 4

Goethe-Feier

Mitwirkende:
Hr. mag. phil. Magdalene Schwarz
Frau Hedwig Pfeiffer
Hr. Alice Grellich
Herr Oberlehrer Oswald Hesse
Herr Hugo Walter

Chor, Quartett und Vereinsorchester.
Zu obiger Feier ladet die Herren Mitglieder nebst werten Angehörigen, sowie Freunde und Gönner des Vereins herzlich ein der Vorstand

Eintrittskarten sind heute, Sonnabend, den 26. März, bis 6 Uhr abends, im Vorverkauf bei der Firma Ad. Meister & Co., Piotrkowska 165, im Preise von Zł. 2.—, 1.50 und 1.— zu haben; am Festtag am Saaleingang ab 12 Uhr mittags.

Evangelischer Musikverein „Stella“
Kapitulowskiego 62/64.
Sonnabend, den 9 April, findet im Saale des IV. Zuges der Lodzger Feuerwehr die diesjährige **Generalversammlung** statt und zwar um 7 Uhr abends im ersten Termin und falls diese wegen zu geringer Beteiligung nicht beschlußfähig sein sollte, am selben Tage um 9 Uhr abends im zweiten Termin und dann ohne Rücksicht auf die Zahl der Erschienenen.

Tagesordnung:
1) Berlesung des Protokolls; 2) Berlesung und Beratung des Rechenschaftsberichts für das verfllossene Jahr; 3) Neuwahlen; 4) Anträge

Die Verwaltung.

Evangel. luth. Posaunen-Chor der St. Trinitatisgemeinde zu Lodz.
Am 27. März d. J., um 6 Uhr abends, veranstalten wir im eigenen Lokale, 11-go Włostopada Nr. 4, unseres diesjährige **Familienfest**

verbunden mit Ueberraschungen für groß und klein, wozu wir die werten Mitglieder, Freunde und Gönner unseres Chores freundlichst einladen. Nach Programmenschluß gemütliches Beisammensein.

Die Verwaltung.

Tuchhandlung
G. E. Restel, 84
Lodz, Petrikauer Strasse 84, Telefon 121-67

empfiehlt:
Bielitzer Neuheiten
aller dortigen **führenden Tuchfabriken**
speziell grosse Auswahl von Erzeugnissen der Firma Karl Jankowsky & Sohn, Bielitz, sowie Leonhardtsche, englische und Tomaschower Stoffe.

Alle bei mir gekauften Waren sind trotz niedrigster Preise erstklassig in Qualität und Farbenechtheit.

Damen-
Herren-
Kinder-

Konfektion

nach den
neuesten
Fassons in
gr. Auswahl

AUF RATEN
und
gegen BAR

M. Sz. Chrzanowicz
Petrikauer Straße Nr. **238**
Nimmt Bestellungen aus eigenen und anvertrauten Stoffen entgegen.

Unser Grundsatz:

Niedrige Preise

Hohe Qualität

zuborkommende Bedienung

hat schon viele **Tausende** zu unseren Kunden gemacht.

Wir bitten auch Sie um Ihren unverbindlichen Besuch, um sich vom Gesagten zu überzeugen.

KONSUM
BEI DER „WIDZEWSKA MANUFATURA“ S.A.
ROKICINSKA 54. Zufahrt mit den Straßenbahnen N^o 10 & 16

Büro Albert Bayer

Piotrkowska 83 Lodz Tel. 240-90
Regulierung und Aufwertung von Hypotheken, Erbschafts-Auseinandersetzungen, Klagen und Berufungen in Steuerangelegenheiten, Mietklagen, Ehescheidungen, Adoptierungen und Richtigstellung von Irrtümern in standesamtlichen Urkunden, Uebersetzungen, Inkasso, Eingaben an sämtliche Behörden.

Gesangbüchern

und anderen passenden Konfirmations- und Ostergeschenken hält vorrätig u. empfiehlt

G. E. Ruppert

Buchhandlung
Główna 21 Tel. 126-65

Kauft aus 1. Quelle

Große Auswahl



Kinderwagen, Metallbettstellen, Federmatrassen (Patent), amerik. Wringmaschinen

erhältlich im Fabrik-Lager

„DOBROPOL“ Łódź, Piotrkowska 73
Tel. 158-61, im Hofe.

Achtung!

Der Storch kommt. Haben Sie schon Kinder-Wäsche?



Spezielle Abteilung für Kinderschuhe



Schuhe von Pl. 8.75



Halbschuhe von Pl. 8.75

Zu haben bei

J. FRIMER Petrikauer 75

Gilgale: Petrikauer 112

Färberlehrling

im Chemie-Gramen

von Dr. A. Niemeyers,

das unentbehrliche Nachschlagewerk für jeden selbstständigen Färber. Auch für den angehenden Färber ist es eine unerlöpfliche Quelle zur theoretischen Fortbildung und ein Hilfsbuch für seine praktischen Arbeiten.

Ermäßigter Preis: Pl. 35.—

Buch- und Zeitschriftenvertrieb „Volks-
presse“, Petrikauer 109 (Lodzger Volkszeitung).

Obst- Pflanz- Nadel- Bäumchen

Sträucher, Rosen, winterfeste Pflanzen, Dahlien (Georginen) sowie Gemüse, Blumen- u. Gras-Samen empfiehlt in großer Auswahl **Jerzy Kołaczowski**

Gärtnerei, Łódź, Petrikauer 241.
Preise wie in den Baum-Schulen.

Heilanstalt der Spezialärzte, Röntgeninstitut und zahnärztliches Kabinett
Zgierka 17 — Tel. 116-33

Empfangen werden Kranke aller Spezialitäten von 9 Uhr früh bis 8 Uhr abends.

Visiten in der Stadt.

Durchleuchtungen u. Röntgenbestrahlungen * Analysen

Dr. med. NIEWIAZSKI

Facharzt für Haut- und venerische Krankheiten, Untersuchung von Blut und Ausfluss, Electrotherapie, Diathermie

Andrzeja 5, Telephon 159-40

Empfängt von 8-11 und 5-9 Uhr abends
Sonn- u. Feiertags von 9-1 Uhr
Für Damen besonderes Wartezimmer

Dr. med. O. WINTER

Innere- und Nervenkrankheiten ist umgezogen
Petrikauer Straße 101 • Telephon Nr. 141-31
empfängt von 5-8 Uhr nachm.

Venerologische der Heilanstalt

der Spezialärzte
Zawadzka 1.

Von 8 Uhr früh bis 8 Uhr abends. Sonntags von 9-2 Uhr nachmittags. — Konfektion 3 Plots.

Zahnärztliches Kabinett

Główna 51 Sandomska Tel. 174-93

Künstliche Zähne.
Empfangsstunden bis 8 Uhr abends.
Heilanstaltspreise.

Dr. med. Albert Mazur

Facharzt für Hals-, Nasen-, Ohrenkrankheiten
Pilsudskiego (Wschodnia) 65
Tel. 166-01.

Zurückgekehrt. Sprechst. von 12.30 — 1.30 und 5-7, Sonn- und Feiertags von 12-1

Dr. med. H. KRAUSKOPF

Geburtshilfe und Frauenkrankheiten
wohnt jetzt **Zgierska 15** Tel. 113-47
Sprechstunden von 4-7.

Anzeigen haben in der Lodzger Volkszeitung **stets guten Erfolg!**

Sonfilm-Kino



Großes Feiertagsprogramm!

Am 1. Osterfeiertag Revolutionspremiere des polnischen Films, gedreht nach der wunderschönen Erzählung von Weyssenhoff

In den Hauptrollen: die wunderschöne Sängerin der Warschauer Oper

Nina Grudzińska, die verführerische Ina Benita, Karewicz, Ordcyg, Owerto

Das Problem der Nacht auf der Bühne! Unbegreifbare Liebe. Sinnesrausch. — Außer Programm: **Neueste Wochenschau.**

Anfang 4 Uhr. Sonnabends, Sonn- und Feiertags 12 Uhr. — **Ermäßigte Preise!** Von 12 bis 3 Uhr alle Plätze zu 50 Groschen und 1 Plot.

„URWALD“

Bestes Sonfilmtino in Łódź!
SPLENDID

Narutowicza 20.

Beginn der Vorstellungen um 4 Uhr, Sonnabends, Sonn- u. Feiertags 12 Uhr.

Das Jahr 1914

Sonntag, den 27. März und Montag, den 28. März, bis 6 Uhr abends:

In den Hauptrollen: **Jadwiga Smosarska u. Witold Conti.**
Preise der Plätze von 12 bis 5 Uhr: 75 Groschen, 1.— und 1.25 Plots; von 6 Uhr ab 1.—, 1.50 und 2.— Plots.

Montag, den 28. März, 6 Uhr abends: Premiere des vorzüglichsten Films

In jedem Hafen ein Mädchen

In der Hauptrolle der sympathische Lieberkinig **Albert Brejean**